

SCHWÄBISCHE HEIMAT



HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1960

5



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

INHALT

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1960

11. Jahrgang

Fünftes Heft — September / Oktober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE
für Geschichte

OTTO LINCK
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Bezieher an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Neckarstraße 36; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Blick vom Kreuzberg. Aufnahme Konrad Wolff

Die alte Straße

Von Walter Kittel 161

Von den Zeichen der Liebe

Gedicht von Ulrich Binder 163

Waldbäume aus dem Süden?

Von Otto Feucht 164

Vom Flachs und seiner Verarbeitung,
insbesondere im Schwäbischen

Von Max Lohß 170

Der Maler von Orplid

Von Werner Dürr 181

Walther Genzmer zum 70. Geburtstag

Von Adolf Schabl 183

Pforzheim bis 1600

Von Ernst Müller 185

Offene Fragen um Hochrhein und
Bodensee

Von Otto Feucht 193

Sklavenmarkt in Oberschwaben

Von Rudolf Autenrieth 195

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 196

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der
I. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung
Stuttgart bei. Wir bitten unsere Leser um
Beachtung.

Die alte Straße

Von Walter Kittel

Vor kurzem fuhr ich nach Geschäftsschluß in einen weit entlegenen Außenort, in den mich mein Weg selten führt. Als die Straßenbahn nun unversehens eine Biegung machte, sah ich die unmodernen aber wohlbekannten Türmchen und Ziergiebel einer hohen Häuserreihe im rötlichen Schein der Abendsonne plötzlich aufleuchten. Da wurde mir klar, daß wir eben durch die Straße fuhren, in der ich vor langen Jahren aus dem Traum der Kindheit ins Bewußtsein des Lebens erwacht war.

Aber wie hatte sich meine alte Straße in den fünfzig Jahren verändert!

Es gibt Straßen, die stolz darauf sind, daß ihre geschlossenen Häuserfronten in die enge Schlucht ihrer steinernen Wände nie den Strahl der morgendlichen oder der Abendsonne eindringen lassen. Höchstens an Hochsommertagen reicht das blendende Licht bis in die Mitte des Fahrdammes. Für gewöhnlich weht sachliche Kühle von Front zu Front. Die Dämmerung schattet hier früh und die Häuser haben sich deshalb im Erdgeschoß in Ladenreihen verwandelt, die mit der künstlichen Beleuchtung ihrer Schaufenster einen unwirklichen Tag noch spät in die Nacht hinein verlängern.

Wir kennen auch die anderen Straßen, deren Häuserketten sich hinter Gärten verstecken und vielfach unterbrochen und abgesetzt sind. Nur die Hausnummerierung hält sie überhaupt zu einer fortlaufenden Reihe zusammen. Die Häuser sehen und kennen sich gegenseitig kaum. Auch die Menschen in solchen Straßen sind sich fremd, und der Verkehr, der sie durchbraust, kümmert sich sowieso nicht darum, wem er seinen Staub und Lärm in die Fenster weht.

Dann sind da noch die kleinen Wohnsträßchen, in denen fast nur das Milchfuhrwerk und zweimal in der Woche der Müllwagen zu treffen ist. Ab und zu hält auch der Lieferwagen eines Handwerkers oder eines

Kaufhauses hier, aber in der Hauptsache tummeln sich da die Kinder. Je nach der Jahreszeit tanzen hier die Kreisel oder fliegen die Bälle, oder ganze Trupps von Rollern, Fahrrädern oder Kinderautos nehmen Besitz von Bürgersteig und Fahrbahn, so daß der Fußgänger gut daran tut, sich vorsichtig zu bewegen. Abends liegt das Sträßchen ganz ruhig, und wenn es zudem noch eine Sackgasse ist, welche die neuen Stadtplaner anscheinend besonders schätzen, so hört man hier nur ganz selten ein Auto brummen und kreischen, bis es auf der zu engen Kehre wieder in die richtige Richtung gewendet hat und voller Verachtung aus diesem ihm ungemäßen Irrgarten davonschwirrt.

Von den Dorfstraßen ist hier nicht zu reden, die selbst im trockensten Sommer ihre Eigenart darin bewahren, daß sie grundlos schmutzig sind. Zu ihnen gehören Völker von Hühnern, die nie kleiner werden, wenn sich die Autofahrer auch redlich bemühen, jeden Tag einige zu erledigen. Es liegt etwas Hämisches darin, daß nicht nur aller Art Winkel und Ecken das Tempo des kilometergewohnten Mannes am Steuer hemmen, sondern daß er gleichzeitig auch noch auf Kinder und das hirnlose Geflügel achtgeben soll. „Warum hat uns der Staat die Umgehungsstraße noch nicht geschenkt?“ denken die Bauern. „Nun ist es uns gerade recht, wenn die blanken Karosserien der Städter dreckverspritzt werden. Warum bleiben die Leute auch nicht zu Hause, oder wenigstens in ihren eigenen Städten und Dörfern? Das ewige Herumfahren ist auch so ein neumodischer Luxus!“

Mit all solchen Straßen hat meine Kindheitsstraße keine Ähnlichkeit. Sie war hoch bebaut, und die Häuser jeder Seite standen dicht nebeneinander, sozusagen mit Tuchfühlung, so daß man Nachbarn hatte, an deren Wohl und Wehe man Anteil nahm wie irgendwo in der Kleinstadt. Trotzdem waren aber

die Gebäude der anderen Seite weit entfernt. Die Straße leistete es sich, viel breiter zu sein, als eigentlich nötig war. Die Sonne konnte von morgens bis abends irgendwo in der Straße mit ihrem belebenden Licht spielen und Bazillen töten, welche zwar noch kaum erfunden waren. Vier Reihen stattlicher Ahornbäume säumten die Fahrbahn und trennten als zwei Alleen die Bürgersteige vom Straßenverkehr. Ich zweifle, ob ich überhaupt „Verkehr“ hätte schreiben dürfen. Gewiß, es führte eine Verbindung zu einem großen Höhenvorort hier hinauf, aber was da verkehrte im weiten Raum dieser Straße war wie wenn im breiten Bett eines Gebirgsbaches im Sommer ein dünnes Rinnsal fließt: hier ein Wasserlein und dort eines! Auch die Straßenbahn, eingleisig an die eine Allee geschmiegt, änderte diesen Eindruck nicht. Sie kam einmal in der Stunde mit munterem Gebimmel vorsichtig bremsend den Berg herab, oder mühte sich mit großem Gepolter und Sandverbrauch hinauf. Ab und zu, namentlich zur Zeit des Blätterfalles und bei Schneewetter machte sie uns auch das Vergnügen, mitten am Berg stecken zu bleiben, so daß alle Passagiere aussteigen mußten, bis der Wagen unter viel sachverständigen Erörterungen und Geschimpfe die Endstation erreicht hatte, die wieder etwas ebener lag.

Dort hatte um 1900 noch der letzte Bauernhof der Gegend gestanden, bis er den Straßenveränderungen weichen mußte. Eine Zeitlang wurde ich jeden Abend zur Zeit des Melkens in den dämmerigen Kuhstall geführt, um einen Becher kuhwarme Milch zu trinken, wovon sich unser Arzt besondere Kräftigung für uns etwas dürrtete Stadtjugend versprach. Daher ist mir Stallgeruch und das malmende Geräusch der warmen, ruhigen Tiere vertraut und im Innersten mit Kindheitserinnerung verbunden.

Zwischen den Baumreihen standen Bänke, auf denen da und dort ein alter Mann ausruhte, die aber hauptsächlich uns Kindern als Spieltisch für Sandkuchen und dergleichen dienten. Im Winter gehörte die Straße sowieso zumeist uns, und manchmal waren nicht nur die beiden Alleen sondern auch der Mittelstreifen prächtige Schlittenbahnen, bis die Stadt mit einer grausamen Streukolonie ankam und hier wenigstens wieder eine Fahrmöglichkeit für die Fuhrwerke zurückeroberte.

Der eingleisige Straßenbahnbetrieb von Anno damals hatte seine besonderen Reize und stellte große Erfordernisse an die Geschicklichkeit der Schaffner und „Kondukteure“, wie man zu sagen pflegte. Es durfte nämlich keiner der einander entgegenkommenden Wagen zu früh an der Ausweichstelle ankommen,

sonst mußte er auf den Gegenwagen warten, was die Fahrgäste nicht gern sahen. Das hatte zur Folge, daß meist beide zu spät kamen. Jeder machte dann dem anderen Vorwürfe, so daß oft deutliche Gespräche urschwäbischer Färbung von einem Vorderperron zum anderen spielten. Zu diesem Zweck war es gut, daß noch keine so humane Verglasung den Schaffnerstand umgab. Die Schaffner waren wettergebräunte Nachfahren alter Postkutscher und mußten oft tiefend vor Nässe auf ihrem windumtosten Platz aushalten, während im kohlengeheizten Innern des Wagens die pelzvermummten Bürger in die Liederhalle oder an sonst einen Ort abendlicher Unterhaltung fuhren. Wie ein wohlabgezirkeltes Tanzspiel vollzog sich das genau vorbestimmte Begegnen der Wagen an den Ausweichstellen in gemessen beschaulichem Tempo, ohne Überstürzung und Hast. Die Haltestellen lagen übrigens sehr nahe beisammen. Sie wurden auch so ausgiebig zu umständlichem Ein- und Aussteigen und freundlichen Begrüßungen und Abschieden benützt, daß man wohl Aussicht hatte, den Wagen, der einem an der einen Ecke vor der Nase weggefahren war, beim nächsten Halt noch einzuholen. Die Verwaltung stand sichtlich auf dem Standpunkt, daß zu schnelles Fahren nur gefährlich sei und unnützen Materialverbrauch bringe. Wer es besonders eilig hatte mochte zu Fuß gehen, wenn er sich nicht eine Droschke leisten wollte.

Ja! Damit rechnete man noch, mit Droschken und Chaisen, und zwar nicht nur bei Hochzeiten und „Leichen“. Meine Straße wartete täglich darauf, daß sich in ihr das lockere Getrappel von Chaisenpferden vernehmen ließ. Das schwere Poltern von ächzenden Fuhren, über welche weiße Blachen gespannt waren, konnte sie nicht mehr so recht erfreuen. Es war wohl auch noch zu hören und besonders häufig, wenn von der nahen Filder die Sauerkrautwagen herunterkamen. Aber das alt-gewohnte Geräusch war doch allmählich zu alt-modisch geworden. Säcke und Kisten, Kasten und Koffer beförderte ja jetzt in der Hauptsache die Eisenbahn und allmählich kam der „Botenwagen“ außer Gebrauch. Aber zum geordneten Tageslauf gehörte das leichte Wiegen gut gefederter, schwarzlackierter Wagenkasten auf gummibereiften Rädern, das muntere Trapp, Trapp, Trappeltrapp zweier Schimmel, den nickenden Kopf straff am Zügel geführt von weißbehandschuerter Hand . . . auf dem Bock unter glänzendem Wachstuchzylinder ein graurasiertes Dienergesicht mit blankem Augenzwinkern . . . dieser Augen- und Ohrengenuß dreiviermal hinab und ebensooft hinauf, das durfte an keinem Tage fehlen, sonst war sicher etwas nicht in

Ordnung in der Weltgeschichte. Oben am Berg, dicht hinter der Brunnenanlage, aus der man das frische Wasser im Steinkrug holte, stand das große weiße Haus des Fabrikanten, und nahe dabei hinter den ausländischen Tannen und Kiefern ein ähnliches ebenfalls mit Stall und Wagenremise. Wer Glück hatte, wurde an einem schönen Sommernachmittag zur Kindervisite mit Kakao und Gugelhopf dorthin eingeladen. Man spielte nachher im Garten Fangerles und machte sich natürlich die neue Matrosenbluse schmutzig, wodurch man sich in der ungewohnten Umgebung noch unsicherer fühlte. Am Abend trug man einen Lampion über sauber bekiesete Parkwege und wurde schließlich von einer sehr eleganten Dame mit Kuß und einer Tüte Bonbons verabschiedet, was einen mit der übrigen Welt rasch wieder aus-söhnte.

Wann dies alles sein Ende fand? Wer will's genau bestimmen? Ganz allmählich vollzog sich die Wandlung, die eine alte Zeit in mildem Glanz der Vergangenheit leuchten läßt, obwohl man nie gemerkt hat, daß sie einmal aufgehört hatte. Es war nur allmählich ein Steinchen nach dem andern aus dem bunten, leuchtenden Mosaik herausgebrochen und jedesmal wurde ein neues dafür eingesetzt. Ein haltbares, nüchternes, das aber irgendwie den magischen Glanz nicht mehr hatte wie das alte, obwohl es zuerst viel eleganter und besser poliert aussah.

Der alte „Onkel Doktor“ mit dem grauen Zylinder und dem weißen Spitz – er sagte immer, er sei ein halber König, weil dieser stets zwei solcher Hunde bei sich hatte – der alte Doktor war noch mit der Lohnkutsche gekommen. Wenn man gesund geworden war nach heißen Fiebernächten, durfte man einmal ein Stückchen bei seinem alten Kutscher auf dem Bock mitfahren und selbst nach Hause gehen zum Zeichen, daß man nun wieder ganz aus der Krankenstube entlassen sei. Einmal hatte der Doktor selbst sich nicht mehr helfen können mit seiner gütigen zitterigen Hand. Da kam dann ein neuer Arzt

mit Automobil und wir staunten alle über das Wunderfahrzeug – aber zum Mitfahren war man nun schon zu groß.

Die Straßenbahn wurde zweigleisig und hielt nur noch alle 500 Meter. Sie fuhr auch ziemlich viel schneller und häufiger und bekam ihre ersten Anhängwagen. Aber die Verbesserungen kosteten einer der vier Baumreihen das Leben. Später mußte die zweite fallen, denn nun war plötzlich Verkehr da, wie man sich ihn früher nie erträumt hatte.

Wann die letzte Droschke in die weiße Villa fuhr? Von wann an man die Nachbarn nicht mehr kannte? Wann man zum letztenmal über die Straße hinüber von Fenster zu Fenster einem Schulkameraden den Morgengruß zurief? Wer weiß es, wie die Kindheit entschwindet!? Plötzlich hatte einen die Zeit anderswohin verschlagen. Der Krieg kam, dauerte endlos und war plötzlich sinnlos geworden, und in all diesen Tagen hatte das alte Haus und die Straße vielen Wohnstatt geboten, die nie von uns gekannt oder begrüßt worden waren.

Der Großstädter meint, er wisse nicht was Heimat ist, und er hat vielfach recht damit. Denn es wächst nur dort richtiges Heimatgefühl, wo eigenes Land zur Wohnung des Kindes gehört; Boden mit Gras und Kraut, mit Getier und Beere und Frucht, so daß man etwas von der Kraft der Erde körperlich greifbar erlebt und in sich aufnimmt und sich daraus im wahrsten Wort- und Körpersinn erbaut.

Aber dann fährst du nach fünfzig Jahren plötzlich an einem Vorfrühlingsabend als einer von hundert Straßenbahnfahrergästen den Berg hinauf, wo du einst mit Reifen und Tänzer gespielt hast, wo du in der Allee weiße Kiesel gesucht und Märbel gerollt hast, und unversehens packt dich etwas davon, daß dort an den häßlichen Hauswänden die Sonne einen Schimmer herzaubert, der irgendwie ein Teil deines Ichs ist, das noch dort in der Luft steht als Erinnerung ferner, von dir gelebt und nur in dir so zum Niederschlag des Bewußtseins gewordener Tage.

April 1952

Von den Zeichen der Liebe

Nie und nimmer ist zu Ende,
Was in Liebe uns vergangen.
Als ein ewig neues Zeichen
Fällt es in der Toten Hände,
Die es still und sacht umfassen
Und den nächsten weiterreichen.

Ulrich Binder



1. Zweig des Sperberbaums mit Sperbela

Aufnahme Linck

Waldbäume aus dem Süden?

Von Otto Feucht

Daß unsere Forstwirtschaft seit langer Zeit bestrebt ist, durch Einführung fremder Baumarten, die irgendwelche Vorzüge gegenüber den heimischen haben, unseren Wald und dessen Ertrag ähnlich zu bereichern, wie dies der Landwirtschaft geglückt ist, das darf als bekannt gelten. In der Schwäbischen Heimat 1954, Heft 5 ist darüber berichtet worden. All diese Versuchspflanzungen beschränkten sich aus naheliegenden Gründen auf Herkunft, deren natürliche Verhältnisse einigermaßen mit den unsrigen verglichen werden können, also auf bestimmte Gebiete Nordamerikas und Ostasiens. Die erst in jüngster Zeit anlaufenden Versuche, aus der großen Menge der australischen Eukalypten oder aus den Scheinbuchenwäldern (*Nothofagus*) Südamerikas Gewinn zu ziehen, haben noch zu keinem brauchbaren Ergebnis geführt.

Aber wie steht es mit Bäumen aus dem uns näherliegenden Mittelmeergebiet? Daß in unserer engeren

Heimat allerlei Pflanzen, auch Gehölze, südlicher Verbreitung sich finden, vor allem im Bereich der uns durch Robert Gradmann nahegebrachten „Steppenheide“, das weiß heute jedermann. Aber wie steht es mit ausgesprochenen Bäumen? Mit Waldbäumen, bei denen es zunächst zweifelhaft erscheint, ob sie von ihrem natürlichen Verbreitungsgebiet im Süden her gerade noch bis zu uns ausstrahlen, über die Alpen hinweg, und bei uns solche Standorte besetzt halten, die den Verhältnissen im Süden sich einigermaßen annähern, oder ob sie aus irgendwelchen Gründen, vorab wirtschaftlicher Art, vom Menschen vor längerer oder kürzerer Zeit eingeführt und angebaut worden sind, und möglicherweise aus solchen Anbauten verwildert sind und sich weiter ausgebreitet haben².

Da sind vier Baumarten herauszuheben, bei denen diese Frage auf sehr verschiedene Weise beantwortet werden kann: *Flaumeiche* und *Zerreiche*, *Speierling*

und *Edelkastanie*. Es erscheint reizvoll, an ihnen die verschiedenen Möglichkeiten der Deutung aufzuzeigen: Ursprünglich einheimisch, absichtlich eingeführt oder unabsichtlich eingeschleppt? das ist die Frage!

Am klarsten liegt der Fall bei der Flaumeiche (*Quercus pubescens*). Sie tauchte in Württemberg erst vor einem Menschenalter auf; sie wurde 1926 bei einem Ausflug der Deutschen botanischen Gesellschaft auf der Uracher Alb gewissermaßen „amtlich“ festgestellt¹. Zwar waren manchem schon früher da und dort auf der Alb stärker und dauernder behaarte Eichen begegnet, aber man hatte sie eben für außergewöhnlich flaumige Traubeneichen (*Quercus petraea*) gehalten, so gering ist der Unterschied. Nun aber war das Eis gebrochen und die uns bisher nur etwa vom Kaiserstuhl, von Freiburg her bekannte Art fand sich mehrfach auf der Alb, meist freilich nur in Strauchform auf Randfelsen, aber doch da und dort auch als kräftiger Baum, so vor allem am Wackerstein. Das weit-aus stärkste Vorkommen, einen ganzen Baumbestand, hat H. Rumpf im Gemeindewald Dettingen entdeckt und beschrieben². Er zieht sich dort auf dem Höhenrücken des „Hörnle“ hin, ein ausgesprochenes Naturdenkmal, zum Naturschutzgebiet geradezu vorbestimmt. Aber leider ist dies gerade der Berg, um dessen Freigabe zu Zwecken der Zementgewinnung durch die Zementwerke Nürtingen seit Jahren der Streit geht, der aus Gründen des Landschafts- und Klimaschutzes begonnen wurde. Hoffentlich wird die Aussicht nicht zuschanden, das Hörnle durch den Nachweis einer Ausweichmöglichkeit für das Werk zu retten! An der Ursprünglichkeit dieses Standorts, wie der gesamten Vorkommen der Art ist schon deshalb nicht zu zweifeln, weil keinerlei Grund ersichtlich ist, aus dem der Baum hätte künstlich eingeführt werden können!

Genau umgekehrt steht es bei der *Zerreiche* (*Quercus cerris*), die sich durch Blatt, Rinde, Knospe und Fruchtbecher sehr deutlich von Stiel- und Traubeneiche unterscheidet. Sie steht, wohl ihres schönen Baumschlags wegen, seit Jahrhunderten in Parkanlagen, auch im Rosensteinpark in großer Zahl, und ist von dort aus in den Wald der Umgebung gelangt, sei es auf natürlichem Wege, durch Verschleppen der Eicheln durch Vögel (Eichelhäher!), sei es absichtlich oder unabsichtlich, durch Vermengung mit heimischem Saatgut. Die Zerreiche gilt dafür, öfter und reichlicher zu fruchten als die anderen Arten, aus diesem Grunde ist sie zur Zeit der höfischen Wildparke und Fasanerien in solchen angepflanzt worden, so im Favoritepark und im Rotwildpark bei Stuttgart,



2. Sperberbaum im Wald bei Gundelsheim
Aufnahme Feucht

aber auch in verschiedenen Hofjagdrevieren (Gerlingen, Zuffenhausen usw.)

Wiederum anders ist es mit dem *Speierling* oder *Sperberbaum* (*Sorbus domestica*), dessen seltsame Namen wohl aus *Spierbeerbaum* abzuleiten sind. Die Vermutung eines Zusammenhangs mit dem lateinischen „*spirea*“ hat sich als irrig erwiesen. So ist anzunehmen, daß die Namen auf ein althochdeutsches *sperwa* zurückgehen. Dieser nahe Verwandte unseres Vogelbeerbaumes, der seines Laubes wegen auch Eberesche, d. h. falsche Esche, heißt, ist heute bei uns auf das Weinbaugebiet des Unterlandes beschränkt, aber freilich meist selten und vielfach kaum bekannt – so wenig wie seine einstige erhebliche wirtschaftliche Bedeutung. Seine Früchte, die Sperbelen, werden aber heute noch da und dort ihres Gerbsäuregehaltes wegen dem Apfelmost zugesetzt, um diesen haltbarer und klarer zu machen. Je nach der Form unterscheidet man Apfel- und Birnsperbelen. Diese kamen vor hundert Jahren in Stuttgart noch auf den Obstmarkt³, sie dienten auch zur Nahrung, nicht nur für das Wild;



3. Sperberbaum im Felde als Obstbaum

Aufnahme Feucht

denn sie können in teigem Zustand, nach Frost, gegessen werden. So lesen wir in der von Christian Dillmann, dem Vater des Realgymnasiums, verfaßten Lebensbeschreibung seines Vaters („Der Schulmeister von Illingen“), daß dieser, zur Jagdfron für den Herzog aufgeboden, mit seinen Kameraden tagelang von Sperbeln und Wildbirnen sich ernährte. Noch heute ist der Baum da und dort als Obstbaum außerhalb Waldes anzutreffen. Daß er im Walde selten geworden ist, obwohl sein Stamm ein wertvolles Hartholz gibt, ähnlich dem Birnbaum, hängt mit der Umstellung vom früheren Brennholz-Mittelwaldbetrieb zum Hochwaldbetrieb zusammen. Auch die künstliche Nachzucht ist nicht leicht, weil die Sämlinge sehr anfällig sind, doch haben die Anzuchten in einigen Forstbezirken sowie im Forstlichen Versuchsgarten immerhin soviel Erfolg gehabt, daß ein Aussterben nicht mehr zu befürchten ist. Otto Linck hat darüber und über alle Fragen berichtet, die der Baum uns aufgibt⁴. Im Jahre 1938 konnten z. B. im Forstbezirk Güglingen noch rund 120 Bäume, im Forstbezirk Solitude noch 50 Bäume festgestellt werden, mit Brusthöhendurchmessern bis zu 70 cm. Die stärksten Stämme, auch außerhalb Waldes, sind

heute wohl überall als Naturdenkmal eingetragen. Auch auf die Erhaltung jüngerer Bäume wird geachtet, aber Vorsicht ist nötig, damit nicht etwa schlecht gewachsene Stämme im Winterzustand irrtümlich als „minderwertige Eichen“ ausgehauen werden!

Könnte man beim Speierling an eine Einführung durch die Römer denken, so gilt dies noch mehr für die *Edelkastanie* (*Castanea vesca*), die in allen älteren Schriften als römisches Beibringsel galt. Noch Hegi bezeichnet in der ersten Auflage den Baum für Westdeutschland als „scheinbar wild, waldbildend, außerdem zuweilen kultiviert und gelegentlich verwildert“. Ist der Baum doch in Oberitalien, in Südtirol, ein hochwertiger Fruchtbaum, der „Brotbaum des Tessins“, in mancherlei Sorten gezüchtet und in manchen Gegenden Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung! Warum hätten also die Römer den Baum nicht zu uns bringen können, ebenso wie andere Gewächse, und weiterhin bis zum Rhein und Pfälzerwald, wo er heute noch seine stärkste Verbreitung bei uns hat! Aber dieser Auffassung treten die Forschungen Julius Wildes entgegen⁵. Nach diesem ist der Baum mit dem armenischen Namen „Kaskani“ im östlichen Mittelmeergebiet zu Hause, von dort schon früh durch



4. Die Edelkastanie blüht!

Aufnahme Hedda Reidt



5. Edelkastanie im Solitudewald

Aufnahme Feucht

die Griechen verbreitet worden und schon 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung bis Marseille, der griechischen Kolonie Massalia, gelangt, wo seine Kultur schon 400 bis 350 vor Christus in Blüte stand. Frühzeitig fand er den Weg durch Südfrankreich bis ins Elsaß und in die Rheinpfalz, er ist also wohl nicht von Süden nach Württemberg gelangt, sondern von Westen, wir verdanken ihn nicht den Römern, sondern den Griechen! Daß ein Baum sogar bis ins Oberland, in die Gegend um Ravensburg gekommen ist, geht aus einer Abhandlung *Karl Bertschs* 1958 hervor⁶. Er stieß vor Jahren in einem abgelegenen Privat-

wald auf einen Stamm, der leider beim nächsten Besuch vom Besitzer irrtümlich als Eiche gefällt und verkauft war, dieser hat in den Jahren darauf auch die Stockausschläge als sehr brauchbare Stangen genutzt, ohne jede Ahnung vom Seltenheitswert des Baumes. Wenn im Anschluß an diese Mitteilung *Alwin Seifert* in einer Abhandlung über vermutete klimatische Schwankungen sagt⁷, die württembergischen Forstleute hätten „in jahrelangem Bemühen den letzten Zeugen einer wärmeren Zeit ermordet“, so kann das nur als ein ganz grobes Mißverständnis bezeichnet werden, das inzwischen an anderer Stelle



6. Edelkastanie auf dem Kaltenberg beim Burgholz

Aufnahme Feucht

aufgeklärt worden ist⁸, denn es lag keinerlei Absicht zugrunde, und irgendwelche Forstleute hatten mit der Sache nicht das Geringste zu tun! Wichtig ist aber die Feststellung Seiferts, daß in alten Bauten Vorarlbergs vielfach Edelkastanienholz verwendet worden ist, das schwerlich über die Alpen gebracht worden, vielmehr an Ort und Stelle gewachsen ist, in einer früheren, wärmeren Zeit!

Von einer Bedrohung oder gar Ausrottung des Baumes in unserer engeren Heimat kann gar keine Rede sein. Er ist heute noch im Walde des Weinbaugebiets, so vor allem im Stromberg und um die Solitude, so verbreitet, daß die Früchte regelmäßig von der Bevölkerung gesammelt werden. Er erhält sich durch natürliche Verjüngung weiter, wird aber auch aus waldbaulichen Gründen auf Sandboden da und dort forstlich eingebracht. Das Holz wird ähnlich dem der Eiche bewertet, die Verwendung der Stockauschläge zu Rebpfählen, wie zu beiden Seiten des Rheins, ist freilich hier nicht bekannt, dazu sind unsere Standorte zu wenig umfangreich. Die stärkste bekannte Anpflanzung von 1786 auf der Cannstatter Heide, dem Kaltenberg, zählte 1834 noch 72 Stämme⁴, deren letzte sind leider zu Kriegsbeginn 1939 von der Flak gefällt worden, ohne jede Ankündigung, der

stärkste Stamm hatte in Brusthöhe einen Durchmesser von 124 cm (s. Bild!). Mit 112 cm kann heute noch ein Baum im Walde bei Friedrichsruhe (Öhringen) aufwarten⁹, ein anderer am Südhang des Schloßbergs Neuenbürg mit 121 cm. Diese Ausmessungen sind freilich bescheiden gegenüber einem Doppelstamm im Schloßgarten Karlsruhe, der in 21½ m über dem Boden sich teilt, bei 35 m Höhe erst 120 Jahre alt ist, aber rund 3 m Durchmesser erreicht hat!⁹

¹ Feucht, Die Flaumeiche in Württemberg. Veröffentlichung der württembergischen Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Heft 21, 1952 – ² Rupp, Die Flaumeichenwälder der Gemeinde Dettingen a. E., ebenda – ³ Martens-Kemmler, Flora von Württemberg und Hohenzollern, 2. Auflage, 1865 – ⁴ Linck, Der Sperberbaum in Württemberg. Veröffentlichung der württembergischen Landesstelle für Naturschutz Heft 14, 1938 – ⁵ Wilde, Kulturgeschichte der rheinpfälzischen Baumwelt und ihrer Naturdenkmale. Kaiserslautern 1936 – ⁶ Bertsch, Ausgerottete Föhnpflanzen Oberschwabens. Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württ. Veröffentl. der Landesstelle für N. u. L. Heft 26, 1958 – ⁷ Seifert, Die kleine Eiszeit ist vorüber, Christ und Welt 11. 2. 60, Nr. 7 – ⁸ Feucht, Die Edelkastanie in Württemberg ausgerottet? Allgemeine Forstzeitschrift 1960, Nr. 26 – ⁹ Nach freundl. Mitteilung von Oberforstmeister Gottschick, Öhringen, Forstreferendar Haug, Neuenbürg und Landforstmeister Crocoll, Karlsruhe.

Vom Flachs und seiner Verarbeitung, insonderheit im Schwäbischen

Von Max Lohß

Mit 1 Tafel und 6 Aufnahmen von Pfr. A. Leopold

Der Flachs oder Lein (*linum usitatissimum*), eine auch bei uns früher allgemein bekannte, blaublühende Faser- und Ölplanze, ist mit Emmer und Gerste eine der ältesten Nutzpflanzen der Menschheit. Sie ist altbeheimatet in Indien, Mesopotamien und auch in Ägypten, wo u. a. die einbalsamierten Leichen mit vielfacher Leinwandumhüllung versehen als Mumien der Erde zurückgegeben wurden. Ähnlich war die Benützung der Leinpflanze bei den Phöniziern. Das Alte Testament berichtet, wie der Flachs durch Hagel vernichtet wird (2. Mos. 9, 31), wie Rahab die zwei Kundschafter auf ihrem Hausdach unter den dort ausgebreiteten Flachsstengeln versteckt (Jos. 2, 6). Die Flachsverarbeitung geschah in Palästina schon damals ähnlich wie später bei uns, hauptsächlich durch Frauen (Spr. 31, 13); der Abfall, das Werg, wurde zu Schnüren verarbeitet (Ri. 16, 9); der „glimmende Docht“ in Luthers Übersetzung ist im Hebräischen auch als „Flachs“ bezeichnet (Jes. 42, 3; 43, 17), ebenso vorlutherisch: daz geschlagen Ror wirt er nit zerbrechen und den riechenden Flachs verlescht er nit (Matth. 12, 20). Das mosaische Gesetz enthält aber genaue Vorschriften (3. Mos. 13, 47 f.; 5. Mos. 22, 11); die heilige Priesterkleidung war Leinen (Hes. 44, 17 f.). Im alten Indien trug die zweite Kaste, die Krieger, welche die meisten Beschwerden zu ertragen hatten, Leinenhemden, die Priester (erste Kaste) Hemden aus feinem Hanf; die dritte Kaste (Handwerker) trug solche von Wolle (wie wird sich der schwäbische Woll-Jäger ob dieser Erkenntnis gefreut haben!); die vierte Kaste, die Sklaven, waren in Baumwolle gekleidet. In Homers altgriechischen Epen wird wiederholt die „glänzende Leinwand“ gepriesen, und von ihr umhüllt, schreiten die Helden des trojanischen Krieges einher. Von Griechenland fand der Flachsbau seinen Weg nach Rom und Italien. Nahezu zwei Jahrtausende hindurch hat sich das Leinen erhalten, das in den Gräbern des verschütteten Pompeji gefunden wurde. Weiter gelangte der Flachsbau von der Apenninen- nach der Iberischen Halbinsel, nach Frankreich, den Niederlanden und Britannien, wo die Druidenpriester Kleider aus reiner Leinwand von wallender Fülle und schleppender Länge trugen. Plinius und Tacitus berichten von den germanischen Frauen, die in unterirdischen Webräumen eifrig span-

nen, da Linnenkleidung auch bei den alten Deutschen hoch geschätzt war.

Fast gleichzeitig wie in Ägypten oder Mesopotamien erscheint der Lein in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. auch bei den Pfahlbauern am Bodensee; ferner bei den Bandkeramikern des württembergischen Neckarlandes. Am Bodensee fanden sich Reste im jungsteinzeitlichen Pfahlbau von Sipplingen bis zum Jahre 2500 v. Chr. hinab. Die Westleute müssen ihn schon im Anfang des 3. Jahrtausends aus dem Mittelmeergebiet mitgebracht haben. Der Pfahlbauflachs ist also eine Errungenschaft des westlichen Kulturkreises. Als Stammpflanze gilt der noch heute im Mittelmeergebiet wild wachsende, schmalblättrige Lein (*linum angustifolium*), der im allgemeinen ausdauernd (perennierend) und verzweigt ist und kleine Samen in aufspringenden Kapseln hat. Vom Pfahlbauflachs, der bereits eine deutliche Weiterentwicklung in Richtung auf die heutige Kulturpflanze zeigt, fand man zahlreiche unverkohlte und verkohlte Samen (im Federseeried, zahlreichen Pfahlbauten am Bodensee und mehreren Schweizer Seen; s. Bertsch, S. 208/10); gegen Ende der Pfahlbauzeit dienten die Fasern zur Herstellung von Schnüren und Netzen, während die Samen früher wie Beeren gegessen wurden oder zu sonstigen Speisezwecken dienten. Beachtlich ist, daß der Pfahlbauflachs mit wenig Verbesserungen im bayrischen Winterflachs sich durch vier Jahrtausende hindurch erhalten hat. Diese Flachsart wird noch erwähnt (aber verworfen, da sie rauheren und gröberen Flachs liefere) von G. F. Ebner in seiner „Anweisung zum Flachsbau für denkende Landleute“ (Ulm 1824). Eine zweite Leinart mit größeren Samen ist vom Osten (Kleinasien und Syrien) her mit den Bandkeramikern nach Deutschland gekommen; mit wenig Samen, aber guten Fasern entwickelte sich diese frühreife Sorte zum deutschen Sommerflachs, einem Springlein (d. h. mit aufspringenden Samenkapseln, *linum usitatissimum crepitans*), der indes im Süden Deutschlands und vornehmlich in Württemberg viel und lange angebaut wurde (Bertsch, S. 206; Fischer S. 29).

Die in halbunterirdischen Webkellern (vgl. die „Tunk“ auf der Alb) spinnenden altgermanischen Frauen sind bereits erwähnt. Später berichtet aus der Edda das

Lied von Rig (Rigsthula): „Das Weib saß da, bewegte den Rocken“ und später: „Modir (Mutter) nahm nun ein gemustertes Tuch von hellem Leinen und hüllte die Tafel“.

Männiglich bekannt ist, daß Karls d. Gr. Töchter sich mit Spindel und Spinnrocken beschäftigten und daß er selber und seine Gemahlin Luitgard leinene Kleider bevorzugten. Später verstanden es insbesondere die Augsburger, aus dem in der Nähe ihrer Stadt reichlich gedeihenden Flachs kostbare Gewänder zu verfertigen. Die Familie Fugger war weit und breit berühmt als eine rechte Leineweber-Familie. Johann Fugger (gest. um 1409), selbst ein erfolgreicher Leinen- und Barchentweber, begründete den Ausfuhrhandel in Leinwand. Die Verkümmern der Hanse und der 30jährige Krieg hatten auch den Niedergang der Leinenindustrie und des -handels zur Folge, aber Maria Theresia, Josef II. und Friedrich d. Gr. waren bestrebt, daß sich „der Unterthanen Nahrung durch Flachsba, Spinnen, Weben usw. verbessere.“

Im Laufe des 19. Jahrh. ist an die Stelle des Flachses vielfach die Baumwolle getreten. Sie war billiger, und so ging der Anbau von Flachs auch in Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr zurück. Wenn früher für Hauswäsche aller Art nur Leinen gekauft wurde, so wurde später fast nur noch Baumwolle verwandt.

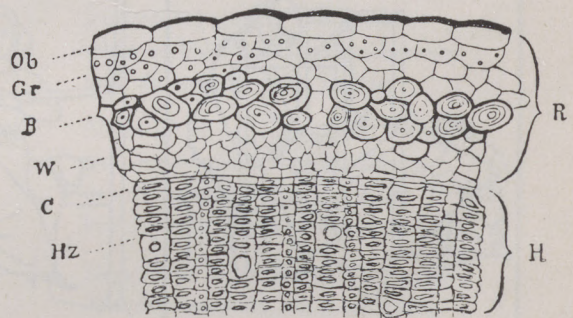
1872 betrug der deutsche Flachsba 214 000 ha, 1892 nur noch 60 000 ha, 1900 nur noch 33 000 ha, und 1913 nur noch 16 700 ha. Während der beiden Weltkriege mußte die eigene Rohstoffherzeugung gesteigert werden, und so stieg die Flachsbafläche 1916–21 an auf 51 000 ha, die eine Ernte von 51 Millionen Doppelzentner Strohflachs ergab; dann ging der Anbau wieder zurück, i. J. 1924 auf 37 000 ha.

Im Jahr 1923 ergab sich für Württemberg und Sachsen u. a. Bundesländer je 5,8%, in Bayern 18,8%, in Schlesien rd. 21% der Anbafläche, um dort i. J. 1934 um mehr als 100% anzusteigen, also auf die knappe Hälfte des gesamten deutschen Flachsba; auch anderwärts stieg infolge der Flachsbauprämie die deutsche Erzeugung wieder an, nachdem sie i. J. 1933 insgesamt nur noch 4800 ha betragen hatte; so in Württ. von 172 ha i. J. 1933 auf 3000 ha i. J. 1937; damals wurden bei uns große Flachswerke erstellt, so in Künzelsau (1938), Schw. Gmünd u. a.

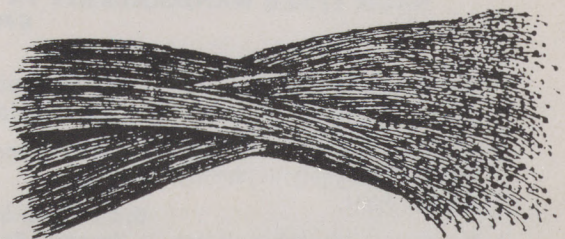
Im Jahr 1927 mit besonders hoher Textilproduktion betrug die deutsche Einfuhrabhängigkeit bei Flachs einschließlich Garne 80% (Hanf 91%, Wolle 94%, Jute, Baumwolle und Rohseide je 100%, Kunstseide 20%).



Faser-Flachs: 1. blühend verästelt; 2. einstengelig mit Fruchtkapsel; am Boden: aufgesprungene Samenkapsel



Anatomischer Bau des Flachsstengels: R = Rinde; H = Holzkörper; Ob = Oberhaut; Gr = Grundgewebe; B = Bastfasern; W = Weichbast; C = Cambium- oder Verdickungsring; Hz = Holzgewebe.



Geraufter Flachs;
jede Handvoll schräg über die andere gelegt



FLACHSBEARBEITUNG ZU LEINEN UND SEIDE

NACH EINER WANDMALEREI IN EINEM KONSTANZER BÜRGERHAUS
UM 1300

1. Eine Jungfrau zieht den Bast vom Hanfstengel.
2. Eine Frau bearbeitet den flachs mit dem Schlagholz; sie schwingt also den hanf.
3. Der hanf wird gehedelt, um sodann mit den händen ausgerieben zu werden.
4. Der hanf wird kunstgerecht auf den Spinnrocken gelegt.
5. Das Spinnen mit der Handspindel.
6. Eine Frau haspelt eine vollgesponnene Spule auf einen Handhaspel ab. Es gab auch größere Drehhaspelgestelle.
7. Auf einem großen Webstuhl wird Leinen gesponnen. hinter dem Webstuhl sitzt ein Kind, das die Spule für das Schiffchen aufwindet.
8. Jungfrau an einem auffallend großen Bandwebstuhl arbeitend.
9. Eine Frau zerschneidet das fertige Leinen mit der Schere.

Aufnahmen: Historia-Photo, Berlin.

Die bedeutendsten Flachs-Anbaugebiete sind neuerdings Argentinien mit etwa 3 Millionen ha, Vorderindien mit 1,3 Mill. ha, Rußland (1913) mit 1,2 Mill. ha, und die USA (1928) mit 400 000 ha; abgesehen von Rußland handelt es sich aber vorwiegend um Öl-Nutzung, da diese heute mit 3,5 bis 4 Millionen Tonnen im Vordergrund steht; denn das Leinöl ist das Grundmaterial für gute Lacke und Firnisse, ferner wird es verwendet in der Linoleum-Industrie, der Herstellung von Kitt, Schmierseife und Buchdruckschwärze. Bedeutungsvoll und verdienstlich ist es, daß es E. Schilling vom Sorauer Forschungsinstitut neuerdings gelungen ist, einen Kreuzungslein herzustellen, der die günstigen Eigenschaften des Faser- und des Öl-Leins in sich vereinigt (Fischer, S. 30/31).

Direktor Dr. v. Papst in Hohenheim rechnet i. J. 1848 zu den „Landestheilen, in denen in Württemberg der Flachs gerne gedeiht, den Schwarzwald, den Welzheimer Wald, mehrere Filderorte und mehrere Landstriche auf der Alb und in Oberschwaben, so daß davon ein nicht unbeträchtlicher Theil zum Verkauf kömmt. Weiter bleibt zu erwähnen, daß Württemberg früher auch noch ein Beträchtliches an Leinwand ausführte und die Leinwandfabrikation und der Leinwandhandel in mehreren Städten in bedeutender Ausdehnung betrieben ward, wie in Ulm, Blaubeuren, Urach u. a. Orten“.

Vielbesuchte Flachsmärkte waren einst in Schorndorf, Welzheim, Nellingen a. F., Metzingen, Berneck, Buchach, Ebhausen, Liebenzell u. a.

Inmitten einem der obgenannten württ. Flachsangebiete hat sich von 1812–15 ein unsere Ausführungen berührendes, wahrhaft poetisches Idyll abspielt, das von dem „Dichterkind“ Marie Niethammer, der Tochter des Schwabendichters Justinus Kerner, nach eigenen Erinnerungen köstlich dargestellt wurde (Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus; Cotta 1877; mit einem Vorwort von Ottilie Wildermuth). Wir lesen daraus: „Es wurden damals im Welzheimer Wald nur Holzspäne gebrannt, die aus Kienholz geschnitzt und an einem Stock, der einen Fuß zum Stehen hatte, mit einer eisernen Klamme befestigt waren. Um diesen Lichtstock saß die ganze Familie, Frauen und Mädchen, Nachbarinnen und Freundinnen; die Männer . . . schnitzelten die Lichtspäne, die Frauen saßen an der Kunkel und spannen mit der Spindel den schönen, weitberühmten Welzheimer Flachs. Dabei wurde lustig gesungen oder wurden Sagen und Geschichten erzählt . . . Je schauerlicher, desto schöner. Damals entstand meines Vaters Gedicht:

LOB DES FLACHSES

*Wohl hat Sommer sich zum Kranze
manche Blüthe zart gewoben;
aber Flachs, die mildste Pflanze,
muß ich doch vor allem loben.*

*Blauen Himmel ausgestreuet
hast du über dunkle Auen,
deine milde Schönheit freuet
die gleich zart geschaffnen Frauen.*

*Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüthe trägt des Himmels Helle,
leis vom Westhauch angerühret,
wogt sie sanft in blauer Welle.*

*Ist die Blüthe dir entfallen,
zieht man dich aus dunkler Erden,
darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
mußt durch Feuer zu Silber werden.*

*Und die Hand geschäft'ger Frauen
rührt dich unter muntrem Scherzen,
klar wie Mondschein anzuschauen,
bist du theuer ihrem Herzen.*

*In dem blanken Mädchenzimmer
leis berührt von zartem Munde,
schön verklärt von Sternenschimmer
wird dir manche liebe Stunde.*

*Nächtlich in des Landmanns Hütte,
wo ein flammend Holz die Kerze,
in viel muntre Mägdlein Mitte
bist du bei Gesang und Scherze.*

*Draußen brausen Sturm, Gespenster,
Wandrer wird der Sorg' entladen,
sieht er hinter hellem Fenster
heimisch deinen goldnen Faden.*

*Zarten Leib in dich gekleidet,
tritt das Mägdlein zum Altare,
liegst, ein segnend Kreuz gebreitet,
schimmernd über dunkler Bahre.*

*Bist des Säuglings erste Hülle,
spielest lind um seine Glieder,
bleich in dich gehüllt und stille
kehrt der Mensch zur Erde wieder.*

Das Spinnen gehört nächstens zur Sage, aber damals, als es noch keine Maschinen als Ersatz dafür gab, wurde in jedem Haus der Bedarf an Leinwand selbst gesponnen, und ein Mädchen war noch nicht aus den

Kinderschuh, so fing die Mutter schon an, für ihre künftige Aussteuer Leinwandballen zurechtzulegen; sie wäre keine sorgsame Mutter und Hausfrau gewesen, wenn auch nur eine Elle zur Aussteuer der Tochter hätte gekauft werden müssen.“ – Justinus Kerner hatte ja ursprünglich Kaufmann werden sollen und war eine Zeitlang als Lehrling in der herzoglichen Tuchfabrik in Ludwigsburg tätig gewesen; er berichtet darüber in seinem reizvollen „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“: Die im Verkaufskontor gleichförmige Tätigkeit – wider Willen getan – entfachte als Ausgleich seine dichterische Phantasie; nachdem er zur Medizin umgesattelt hatte, war aber später in Welzheim dem Amtsarzt und Dichter der Blick für reale Belange aus eigener Erfahrung geschärft. In seiner im „Morgenblatt“ 1816 veröffentlichten Schrift über den Welzheimer Wald heißt es: „Der mit Sand untermengte Leimboden eignet sich besonders zum Anbau von Flachs . . .“ Tatsächlich suchte Kerner den Anbau von Flachs und seine Verarbeitung nach Kräften zu heben und war bemüht, dem Haupterwerbszweig der z. T. armen Bevölkerung einen besseren Absatz zu erzielen. Im Laufe seiner vierjährigen Tätigkeit bei den „Leuten vom Walde“ hatte er sich als Arzt und Menschenfreund deren Anerkennung und Dank erworben, und nur ungern ließen sie ihren geschätzten Unteramtsarzt als „Oberamtsarzt“ mit Frau Rikele und ihrem Töchterchen nach Gaildorf übersiedeln. Dieses als Erwachsene fährt fort in ihren Erinnerungen: „Dem Mariele gaben die Bürger Welzheims eine große Kiste Flachs zu ihrer Aussteuer. Diese Kiste mit Flachs, die mir eigen gehörte, war mein Stolz und oft ging ich später der Mutter auf die Bühne nach und bat sie, mir den Flachs zu zeigen, den die Mutter mir treulich aufbewahrte und für meine Aussteuer schön spinnen und weben ließ.“ Auf der schönen Waldhöhe besang Kerner damals noch die alte Art des Spinnens in seinem Gedicht:

LOB DER SPINDEL

*Des Eisens Wucht zu heben
sind Frauen nicht gewandt,
sie leben stilles Leben
die Spindel in der Hand.*

*Die zarte Hand der Schönen
ziert die mit rechter Weis',
sie tanzt mit süßen Tönen
und singt der Frauen Fleiß.*

*In Schloß und Burgeshallen
die Spindel emsig sang,*

*den deutschen Frauen allen
war sie ein lieber Klang.*

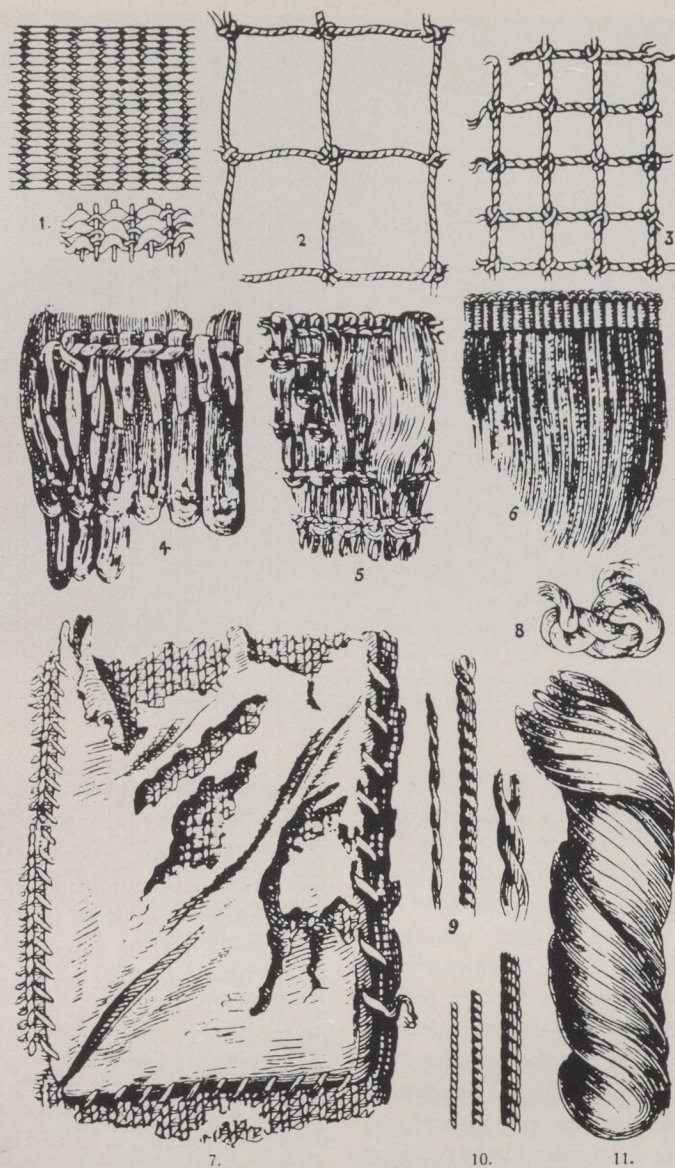
*Gar spärlich Samt und Seide
umfing den holden Leib.
Im selbstgesponnenen Kleide
ging da manch edles Weib.*

Wesentlich für uns ist ferner ein Abschnitt aus der alten „Beschreibung des Oberamts Welzheim“ (Cotta 1845): „Der Lein bildet das Haupthandelsprodukt des Oberamts und wird sowohl auf dem Wald als im Thale gebaut. Er geräth vorzüglich gut, und in den Gemeinden Welzheim, Kaisersbach, Pfahlbronn und Alfdorf werden jährlich etwa 1000 Morgen Feldes damit bepflanzt; was, bei durchschnittlich 160 Pfund, auf 1600 Centner schließen läßt. Der Welzheimer Flachs ist im ganzen Lande bekannt und gesucht. Er zeichnet sich weniger durch Feinheit als Zähigkeit der Faser aus und gibt bis zu 30 Schnellern Garn. Man kultiviert beinahe ausschließlich den Frühlein, welcher 3–4 Wochen vor der Sommerreife ausgeraut und der Thauröste unterworfen wird. Neuerdings jedoch, seit ein großer Theil der Mitglieder des landwirtschaftlichen Bezirksvereins durch eigene Anschauung die Vorzüge der belgischen Methode in der Anstalt zu Hohenheim kennengelernt und jüngere Bezirksangehörige hierin unterrichtet worden, gewinnt die Wasserröste immer mehr Boden, und hat der Verein bereits in Alfdorf, Großdeinbach, Lorch, Plüderhausen und ein Actienverein in Welzheim Wasserrösten erbaut. Jedes Mitglied des landwirtschaftlichen Bezirksvereins ist im Besitze der neuesten Schrift über Flachsbau und Flachsbereitung. Mitte oder Ende August, wo der Flachs, wenn auch der Samen noch unreif ist, gerupft wird, folgt das Brechen und Hecheln, beinahe durchgängig bei Nacht, so schnell, daß die in der Regel große Ernte für den nächsten Oktobermarkt vollständig zubereitet ist. Der Same wird theils selbst erzeugt, theils vom Rheine gekauft; neuerlich aber auch kommt der aus Riga, von welchem alljährlich größere Quantitäten bezogen werden, immer mehr in Aufnahme.“

Sprachliches und Mundartliches

1) *Flachs*, schwäb.: *flaks*; im Fränkischen zwischen Öhringen und Mergent. *flaksch*; im Südwesten: *laas* (Ausfall des *ch* bzw. *k*; s. F. G., 20: *wachse' × waase'*); Fl. ist nur westgermanisch (engl. *flax*).

2) *Werg* (= Flachs) gilt im größten Teil von Oberschwaben: a) In einem ungefähr elliptischen Gebiet



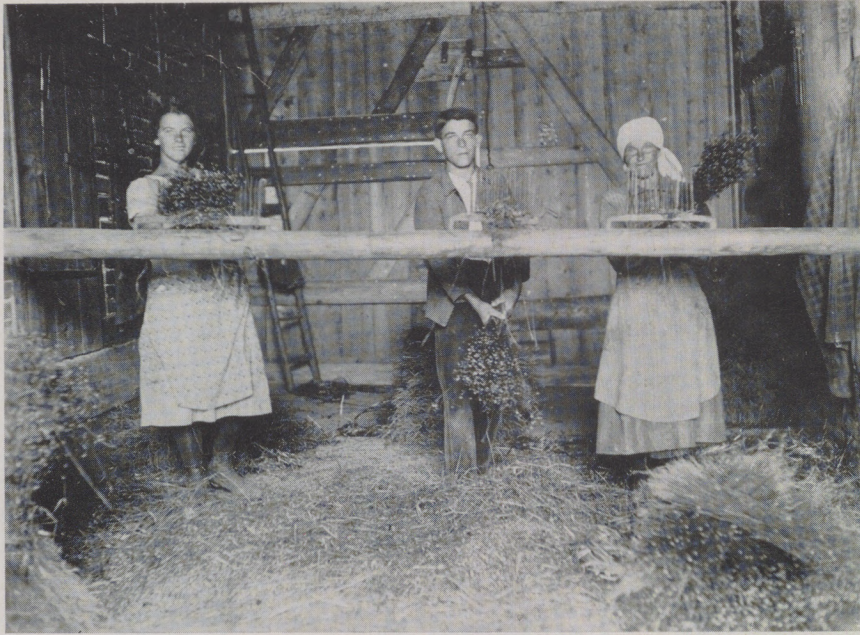
Netze (2 und 3), Geflechte (4 und 5), Fransen (6), Schnüre (8–10), Flachsstrang (11) und Gewebe (1 und 7) aus den Schweizer Pfahlbauten, meist von Robenhausen

zwischen Ehingen–Lindau und Pfullendorf–Altmannshofen (nordöstl. Leutkirch). b) In einem kleineren, nierenförmigen Gebiet nördlich Ulm zwischen Scharnsetten–Asselfingen und Heldenfingen–Jüngingen. So volkstümlich bezeugt aus Riedlingen und Saulgau: wenn's an Veronika (4. Febr.) hell ist, gratet's Werg; oder bei Michel Buck: 's ist so still in dr Stub, ma' könnt Werg säe'. – Im übrigen Württemberg ist bekanntlich Werg=Flachsabfall; vgl. unten bei Hecheln.

3) *Lein*, uralt nach Wort und Sache; lat. linum, griech. linon.

4) *Haar* (= Flachs) ist nur noch ostbayr.-österreichisch; s. FG § 8; FA. 25; schon ahd. oder altnord. 5) *Hede* (= Werg) ist niederdeutsch (u. a. auch bei Justus Möser).

6) *Leinwand*, älter Leinwat; das Grundwort ist mittelhochdeutsch wat = Kleid; die neuhochdeutsche Form ist angelehnt an Gewand. Schwäbische Formen sind: La'ewoht (La'e wie ma'e = mein; Woht wie goht, stoht = geht, steht); La'emet (met wie in Heimet = Heimat). Ältere überlieferte Formen: die „Meßgewand und Leinwat“, Ulm 1532; „mit Bettern,



1. Am Riffelbaum mit drei Riffeln in einer Scheuer in Manholz bei Welzheim;
man beachte die drei verschiedenen Handgriffe

Leinlachen, Tischtücher und andrer Leinwat“, *Zimmerische Chronik*. – „Betthäs und Leimat“ Keller, *Himb.* 32 (nach SWB).

Werdegang des Flachs

Der Same des Flachs heißt Lein. G. F. Ebner schreibt 1824: „Auf den württembergischen Morgen rechnet man zur Aussaat gewöhnlich $4\frac{1}{2}$ –5 Simri hieländischen Samen; säet man aber üerrheiner oder russischen Leinsamen aus, so sind 4 Simri hinreichend.“ F. S. Kurtz empfahl 1843 5–6 Simri vom Rigaer Leinsamen zu säen, „denn je dichter der Flachs ist, desto länger und feiner wird derselbe.“ Um den Wechselfällen der Witterung zu begegnen, wurde empfohlen, „die Aussaat zu theilen in Frühsaat und Spatsaat, wodurch man am gewissesten einer völlig mißglückten Erndte entginge“. Darum werden als Säe-Tage empfohlen vom 100. Tag nach Neujahr an, St. Bonifaz (14. Mai), St. Barnabas (11. Juni), oder erst „wenn der Veit (15. Juni) sei’ Häfele aus’leert hot“. Das Weitere im wesentlichen nach Angaben einer alten Bäuerin aus Rienharz bei Welzheim¹ aus d. J. 1934.

¹ Als einem wesentlichen Stück der schwäb. Volkskunde haben unsere Heimat-Museen den Geräten der Flachsbearbeitung und der Weberei gebührenden Raum gegönnt, so neuerdings u. a. besonders auch das Heimat-Museum in Welzheim.

Von größter Wichtigkeit war das gründliche Jäten der etwa 1 fingerlang herangewachsenen Flachsfelder: Man tut den Flachs „erden“ (= vom Unkraut säubern) und rutscht dabei auf den Knien fort (de’Flaks äärde’; mr hohtsch uf de Knui furt!). Man kann nicht oft und gründlich genug ausgrasen, daher scherzhaft betont: „Wenn dr Flaks net 9mal e’Weiber’ dle sieht, na’ wird er au’ nex!“ – Um „Johanne“ (24. Juni) blüht er, und um „Jakobe“ (24. Juli), wenn die Flachsstengel von unten herauf anfangen abzusterben und die Samenkapseln (= bollen) bräunlich werden, dann „ropft m’rn“, d. h. die Flachsstengel werden mit der Wurzel herausgezogen. Dann legt man ihn handvollweise nebeneinander und läßt ihn einige Tage auf der Wiese liegen. Den getrockneten Flachs tut man heim (due’t m’r hoe’), in Büschel (Buschle) gebunden; 24 Händ’ voll (oder Hämpfel) gibt 1 Klob’, der ähnlich aussieht wie eine Garbe mit „Spitzen“ (Kern = Samen) auf der einen und dem „A. sch“ auf der anderen Seite. Daheim erfolgt gleich das

Riffeln (s. Abb. 1 u. Tafel Nr. 1)

Eine oder mehrere Riffeln mit etwa 20 spitzen Eisenzähnen werden ungefähr $1\frac{1}{4}$ m über den Boden wie Klammhaken oben in einen wiesbaumartigen „Riffelbaum“ (Riffelbohm) im Stall oder am Heubaren (Haebare’) befestigt; man arbeitet im allgemeinen entwe-



2. Brechen vor einem Backofen in Rienharz bei Welzheim

der zu zweit (selbänder) oder zu viert (z'salbänder oder z'vihrt). Ein Riffler nimmt beiderhändig eine Handvoll Flachs, schlägt ihn zwischen die Riffelzähne und zieht ihn jeweils rasch an sich; dabei werden die Flachsbollen weggerissen; sie werden gedroschen und heißen dann „Lein“ (la'e') und wurden entweder als Samen verwandt oder „geschlagen“ (= ausgepreßt) in der Mühle zu Leinkuchen; das Öl wurde zumeist als Beleuchtung gebrannt im Leinöltiegel (s. Bhs Abb. 7 b, Tischmitte) oder vom Maler zu Leinölfirnis verwendet; es galt daneben als Mittel gegen Husten, Warzen, Verstopfung u. a. Die Flachsstengel werden nun erneut auf die Wiese gebreitet (bro'ede't), d. h. sorgfältig in Reihen ausgelegt zur sog. „Tauröste“; sie ist nötig, um den Pflanzenlein, der den Bast an den Stengel bindet, aufzulösen. Bei der sog. „Wasser-röste“ (s. o.) hingegen werden die Flachsstengel in einem Röstkasten unter Wasser gesetzt, und durch dieses läßt man die Gärung hervorbringen. Bei der im Welzheimer Wald später nur noch geübten Tauröste blieb der Flachs 2–3 Wochen liegen, wobei er Regen und Sonne brauchte; er sollte schließlich „wieß“ sein, h. d. rösch, dürr; er hatte nun helle, weißliche Farbe. Das Aufsammeln geschah w. o. je mit 24 „Händvoll“ zu einem „Klobe“. Dann kam der Flachs, damit er vollends ganz dürr werde, in den nach dem Backen noch warmen, neben dem Bauernhaus freistehenden Backofen (s. Abb. 2). Das Rösten und Dörren ist bloß die

Vorarbeit, wodurch die Trennung der Fasern von der Haut und dem Holze erleichtert werden soll, was aber noch wesentlich mehr erreicht wird durch das *Brechen* und Schwingen. Das in Belgien übliche Brechen (= botten) mit dem gekerbten Botthammer hat sich bei uns nicht eingebürgert, obwohl es von Hohenheim aus empfohlen worden war.

Brechen (Abb. 2)

Die Arbeit geschieht stehend und leicht gebückt an der Handbreche. Die Brecher nehmen mit der linken Hand ebensoviel Flachs, als mit der Hand umspannt werden kann; das Brechen beginnt an den Wurzelenden; das Grasige und Stengelige soll abfallen; mit der Hand wird „gebrecht“ ('brächt) durch Aufheben und Herabschlagen des Brechebels. Die gebrechte Handvoll soll schließlich geschmeidig zu beiden Seiten herabfallen. Der Abfall wird als Streu im Stall verwendet.

Die Brechen auf der Alb hatten eine hinten am Drehpunkt des Brechebels nach rechts ausgehende Sitzbank; man arbeitete also sitzend. Am aufwärts gerichteten Griff war vorne an den Brechebeln ein Holzklotz angebracht, um beim Herabschlagen die Wucht zu verstärken. Solcherweis wird gemeinschaftlich geschafft in der meisterhaften Schilderung von Hans Reyhing „Auf der Brechstatt“, wo auf der Münsinger Alb im Halbkreis ums Brechloch herumhok-



3. Schwingen am Schwingstock mit dem Schwingmesser



4. Am Hechelstuhl; oben dreierlei Hechel

kende Weiber frischgedarrten Hanf brechen („Albheimat“, Stuttgart 1925; S. 186/91, mit 2 Holzschnitten).

Schwingen (Abb. 3 u. Tafel Nr. 2)

Durch das Schwingen sollen die dem Bast noch anklebenden „Ageln“ (ahgle' s. u.) vollends entfernt werden. Man sitzt am Schwingstock; dafür im bayr. Allgäu (Hindelang): Dechsbock (Bhs., S. 96 mit Fußnote 2). In dem Einschnitt des Schwingstocks werden 2 Händvoll Flachs übergelegt und mit der linken Hand linksseitig gehalten und verschoben, während man mit der rechten schräge Schläge führt mit dem Schwingmesser von oben nach unten an den rechts herunterhängenden Flachssträhnen entlang; nach dem Schwingen sind von 24 nur noch etwa 12 Händvoll übrig, die wieder einen „Klob“ geben. Der Abfall, die sog. „Ae'schwinge“ (d'äschwenge'; SWb. 1, 67) gibt Seile (So'ele'r). Die von Dir. Papst (a. a. O.) empfohlenen und in Hohenheim zeitweise feilgebotenen belgischen Schwingbeile setzten sich nicht durch. In Norddeutschland hatte man breitförmige Schwingbretter verschiedener Form (Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk in Niedersachsen³, S. 228, Abb. 177) z. T. schön verziert (Wörterb. d. d. Volkskunde¹, 199).

Hecheln (Abb. 4 und Tafel Nr. 3)

Auch das Hecheln erforderte gute Einübung und Sorgfalt. Auf dem Hechelstuhl waren gewöhnlich 3 Hecheln angebracht, eine grobe, eine mittlere und eine feine. Je öfter der Flachs durch die Hecheln gezogen wird und je feinerer Hecheln man sich bedient, desto feineren Flachs erzielt man; 12 Händvoll geschwungener Flachs ergibt 3 Reisten (SWb. 5, 285) gehechelten. In Hohenheim rechnete man auf 10 Pfd. geschwungenen Flachs erster Sorte 7 Pfd. gut ausgehechelten Flachs und 3 Pfd. sehr schönes Werg (Papst, a. a. O., S. 44). Nach dem Hecheln wird der Flachs zumeist noch mit der Bürste bearbeitet und dann zopfartig zusammengedreht (s. Abb. 3 rechts unten) zu sog. „Reisten“ oder „Docken“ (SWb. 2, 239, 240; 2); dafür im württ. Allgäu „Wickele“ (s. Bhs., S. 91, Fußn. 2; 5 Wickele Werg = Flachs waren beim Jahreslohn für Dienboten mit inbegriffen; vgl. SWb. 6, 1; 752 Wickele). Vgl. Forrer, S. 174, Taf. 51, Nr. 1, 2, 5; S. 175, Taf. 52, Nr. 11: Flachsstrang aus Schweizer Pfahlbauten.

Die Arbeit beim Flachs war bisher gleich wie beim Hanf, der früher auch bei uns vielfach angebaut wurde. Näheres s. Bertsch, S. 210/13; Fischer, S. 32/34. Den Hanf mußte man sommers „liechen“ (som-



5. Am Spinnrad mit der Kunkel

mersch lie'che'), d. h. den Fimmelhanf (den männlichen, der feineres Garn gibt) herausropfen; er wächst höher als der Samenhanf (sohme' -), der auf dieselbe Höhe nachwächst. – Unentbehrlich beim Hanf und auch beim Flachs von Vorteil war nach dem Hecheln das Auswalzen in der sog. „Reibe“, einem kreisrunden Holztrug, in den der gehechelte Hanf oder Flachs eingelegt wurde; dann lief ein Stein darüber; hernach wurde das Gewalzte aufgeschüttelt, umgedreht und abermals überwalzt.

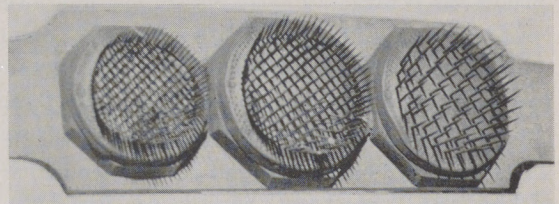
Spinnen (Abb. 5 und Tafel Nr. 4 und 5)

Gesponnen wurde im Welzheimer Wald täglich bis um Mitternacht in der Kunkelstube (khongglschtub; Gegend von Leutkirch gonggl; Bhs., S. 91, Fußn. 2; ferner S. 158). Nach Weihnachten bis Lichtmeß (2. Februar); daher der Reim: „Lichtmeß, bei Tag eß', bei Nacht d' Spindel (oder: s' Spinne') vergeß'!“ (Das Nachtessen wurde von Lichtmeß an früher, noch bei Tag, aufgetragen). Ausführlicher s. „Kunkelhaus“ in Langenau (Bhs., S. 160, 161), wo früher 10–15 Mädchen zusammenkamen, die abends 9 Uhr von der „Kameradschaft“ der Burschen Besuch bekamen, um jenen die auf die Schürze gefallen Abfälle vom „Werg“ (= Flachs) die sog. „Ageln“ zu schütteln d' Angle' schüttle'; s. SWb. I, 115/16, nb!). Wenn

nun ein „Mannsnam“ so zu einem Mädchen hingenommen ist, so sagte man: „der sitzt dere ,für'“; daher besonders im Unterland: die Vorsetz (OA Crailsheim): die Vorsetze' (Pfitzingen, Mergentheim); der Vorschitz: Heimsheim, Hessigheim (s. Bhs., S. 108, 113, 116, 118, 120); gleichbedeutend ist die Lichtstube oder der Lichtkarz (s. Bhs., S. 27, Reutlingen-Betzingen). Man betrachte die lebendige Darstellung nach dem Ölbild von Rob. Heck: „Betzinger Lichtkarz 1869“ in der Monatsschrift „Württemberg“, April 1931, S. 156. – Vgl. Immenstaad (Bodensee): m'r gu'ont ge' Hochstube'.

Uralt ist das Spinnen mit der rechtshändig gedrehten Spindel; ihre Schwungkraft wird vermehrt durch den Wirtel, einem dicken, konischen Ring aus Holz, Stein, Ton oder Metall, der am unteren Ende der Spindel angesteckt wird (s. Taf. Bild 5). Spindel und Wirtel sind durch zahlreiche Funde öfters schon vorgeschichtlich nachgewiesen, so bei C. Schuchardt: Alt-Europa 3, S. 247/48, Troja; ders. in Vorgesch. von Deutschland 2, S. 81; S. 174, aus Wasserburg/Buchau; S. 297, aus Oberflacht. – Ferner bei P. Gößler: Der Urmensch in Mitteleuropa, S. 46, Rössen-Großgartacher Kultur, Neolithikum (etwa 5000–2000 v. Chr.), Taf. XX, Abb. 11 und 12; bei Forrer, S. 141, Taf. 39, Nr. 16: Spinnwirtel aus neolithischen Wohngruben von Stützheim i. E.; ferner S. 173, Fig. 94; S. 174, Calwer Bibellexikon⁴, S. 718 mit Abb. 246, Taf. 51, Nr. 1, 2, 3, 5, 8. Auf einer der figural gravierten Graburnen der älteren Eisenzeit (700 v. Chr.) von Ödenburg in Ungarn ist dargestellt eine Frau mit Spinnwirtel, eine andere am Webstuhl und eine dritte mit dem Stickrahmen (Forrer, Taf. 151 und 152).

Noch viel länger als im schwäbischen Landesteil hat sich im Fränkischen die Spindel mit dem Wirtel aus Holz (wärde' aus hoults, Brettheim-Crailsheim; Wertel: Beimbach-Gerabronn) gehalten, da man mit ihr eben den Flachs gesponnen hat, dagegen nur Abwerg und Wolle mit dem Spinnrädle (s. Bhs., 120 und mit Fußn. 5): ein wergenes (d. h. aus Werg gesponnenes) Hemd mit Kragen (wärgis Heme't mit Krooche') trug man werktags; am Sonntag (Sundi) ein feineres, flächsernes (fläksis). Schon bei Salomo (Spr. 31, 19)



Dreiteilige Hechel

streckt „das tugendsame Weib“ ihre Hand nach dem Rocken und „ihre Finger fassen die Spindel“.

Justinus Kerner's „Lob der Spindel“ wurde um 1814 gesungen. In Schillers *Glocke* (1799) dreht die „züchtige Hausfrau“

um die schnurrende Spindel den Faden,
und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein . . .

Wesentliche Erleichterung brachte das Spinnrad, wodurch der rechten Hand das Drehen und Aufwickeln abgenommen wurde. Es wird zwar schon 1480 im Hausbuch der Familie Waldburg erwähnt; es soll aber nach J. H. M. Poppe (Tübingen 1833) von einem gewissen Jürgens zu Wattenbüttel bey Braunschweig erst im Jahr 1530 erfunden worden sein. Bei uns im Schwäbischen wurde es erst im Laufe des 19. Jahrh. allgemein. Prof. K. W. Volz berichtet in seinen „Beiträgen“ (W. Jahrb. 1854) von der Einführung eines Spinnrades mit „Doppelspuhlen“ in Friedrichshafen und Urach (1827), das sich aber auf die Dauer nicht durchsetzte. Demnach war das gewöhnliche einspulige Spinnrad bei uns um 1820 wohl schon da und dort im Gebrauch. Im Welzheimer Wald wurde etwa bis um 1835 mit der Spindel gesponnen. In der Schwarzwälder Spinnstube, die Ludwig Richter vortrefflich darstellte (1851) zu J. P. Hebel's „Alemannischen Gedichten“, sitzen die Mädchen am Spinnrad, obwohl noch am altertümlichen Lichtstock der Lichtspan brennt.

Der nach dem Hecheln gewonnene reine Flachs wird als „Kauder“ (1) auf der „Krone“ der Kunkel befestigt mittels eines breiten, grünen oder roten Bandes; darunter befindet sich das Kunkelschüslele (2) mit Wasser zum Anfeuchten der den Flachsfaden drehenden Finger, welcher auf eine Spule (3) am Spinnrad aufgesponnen wird. Dem besonders im Südwestdeutschen verbreiteten, aus dem Romanischen stammenden „Kunkel“ (mittellat. *Conucla*, lat. *colus*; althochd. *chunchla*, mittelhochd. *kunkel*) steht im Fränkischen gegenüber: *Rocken*; s. bei Forrer, S. 176, Taf. 53; an dem neolithischen Webstuhl lehnt links ein Spinnrocken (dort falsch bezeichnet) mit Flachs und herunterhängender Spindel mit Wirtel.

Am Haspel (Abb. 6 und Taf. Nr. 6)

Von der Spule (1) wird der Flachsfaden aufgehaspelt auf den Haspel; mit der Linken hält die Bäuerin die Spule (1), deren Flachsfaden mit der Rechten mittels Holztriebel (2) aufgehaspelt wird auf den 5speichigen Haspel, und zwar von unten her durchgeführt durch



6. Am Haspel

die Klämmchen (3) am mittleren Stab. Ein aus Zahnrädern eingerichtetes Zählwerk (4) gibt die Länge des Garnes in Ellen an, das in sog. „Rähen“ (5) eingeteilt wird. Der vordere Rähen (5) ist fertig aufgehaspelt, der hintere (5) zur Hälfte. Im Vordergrund rechts liegt auf dem Tisch die vom Spinnrad herausgezogene eiserne Spindel (6) mit ausgewinkelt hölzernen „Flügel“ (7), rechts davon die von der Spindel abgeschraubte Rolle (8), die am vorderen Spindelende wieder eingeschraubt wird, wenn die abgehaspelte Spule wieder eingesteckt ist.

Abkürzungen

SWb. = Schwäb. Wörterbuch von H. Fischer und W. Pfeleiderer;

FG = H. Fischer, *Geographie der Schwäb. Mundart* (Tübg. 1895);

FA = *Atlas zur obigen Geogr. d. S. MA*;

Bhs = M. Lohß, *Vom Bauernhaus in Württemberg* (Heidelberg 1932);

Forrer = R. Forrer, *Urgeschichte des Europäers* (Stuttg. 1908/9);

Bertsch = K. u. F. Bertsch, *Geschichte unserer Kulturpflanzen* (Stuttg. 1947);

Fischer = W. J. Fischer, *Ölpflanzen – Pflanzenöle* (Stuttg. 1948).

Der Maler von Orplid

Zum Gedenken an Paul Jauch

Von Werner Dürr

Der Meister des Bleistifts, Paul Jauch, wäre am 10. September neunzig Jahre alt geworden, hätte ihm nicht der Tod vor drei Jahren das Malerauge leise zgedrückt. Ein Wanderer durch das wundersame Land Orplid, ein später Begleiter Eduard Mörikes, einer, der im Wandelbaren der Natur noch das Bleibende, das Wesen sah; dem es als ernste große Arbeit galt, eine Wolke zu zeichnen, einen Zweig, der ins Fenster der Einsamkeit ragt, oder einen furchigen Feldweg des Daseins: das war Paul Jauch und das ist er in seinem Lebenswerk. Mit dem Bleistift nicht nur zu skizzieren, zu zeichnen, sondern zu malen in tausend Nuancen zwischen Weiß und Schwarz, Farbe und Licht einzufangen, Sonne, sie in die Gegenstände hineinzubannen, – das bleibt Jauchs unnachahmliches Vermögen, das ihn abseits aller Kunstrichtungen nach eigenen Gesetzen schaffen hieß. „Lebendigmachen eines Materials – das ist Kunst!“ hatte einst Hans Thoma beim Betrachten seiner Zeichnungen gesagt. Und dieser Altmeister war ihm, wie auch Segantini, Vorbild gewesen, und nicht nur die fast verhängnisvolle Genauigkeit der Beobachtung zeugt davon. Jauch hat zur Poesie das Bild gesucht. Indem er es schuf, war er selber Poet. So erklärt sich das Lyrische seiner Werke. Wer Paul Jauchs Bilder kennt, sei es von einer Ausstellung, von einzelnen Arbeiten, aus dem bedeutenden Band „Am frischgeschnittenen Wanderstab“, der 88 Zeichnungen zur Lebenslandschaft Mörikes enthält, oder wer gar Einblick nehmen durfte in den reichen Nachlaß, von seiner Gattin hingebend betreut, der wird diesen großen Eindruck des am Gegenstand gestalteten Lichtes nicht wieder vergessen. Hier strahlt dem Beschauer das sehende Malerauge entgegen. Und darum leben diese Bilder und lebt der Künstler in ihnen fort.

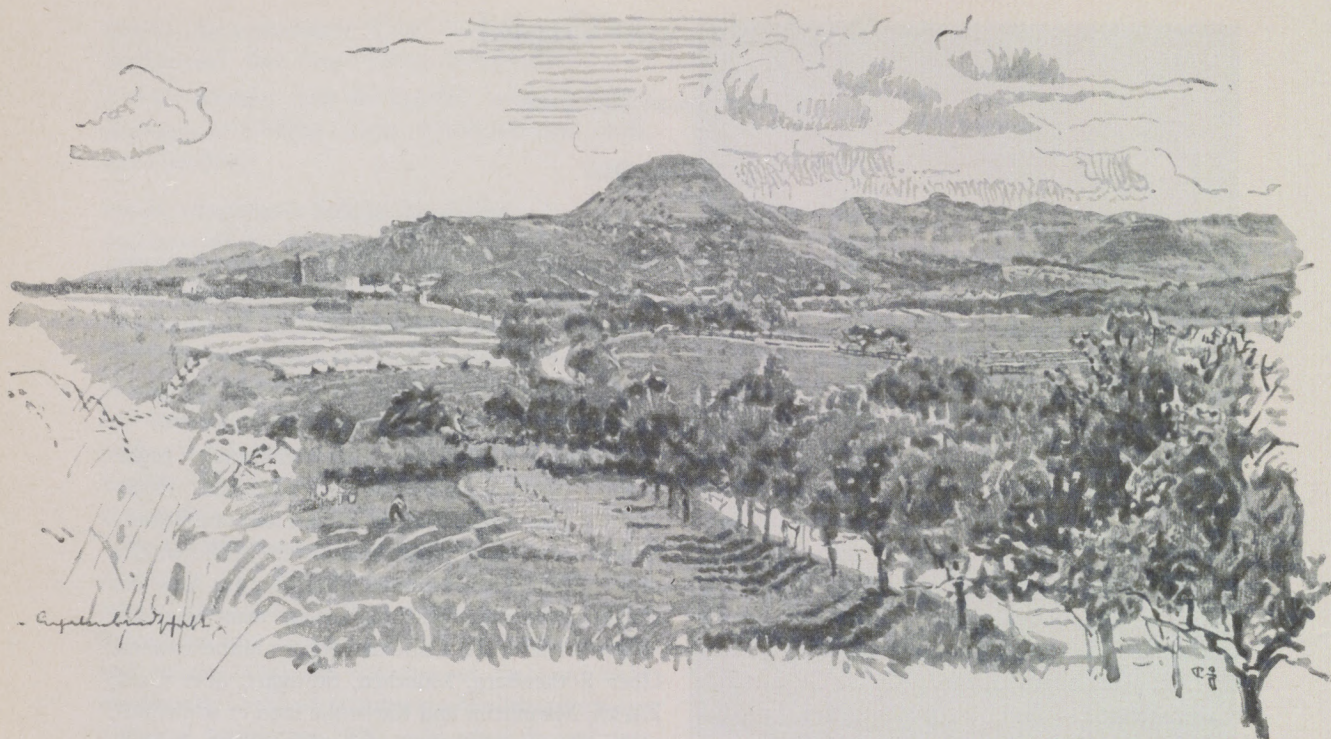
Bedürfte es bei der lauterer Persönlichkeit Paul Jauchs einer Kennzeichnung, die Leben und Werk eng verflochten und durchwirkt zeigt, so würde ich nicht zögern, den alten, scheinbar abgewerteten Begriff der Treue zu wagen. Treue zum Material, zum Geschauten, Treue in der Darstellung, treu sich selbst und andern. „Wenn ich nochmal vor der Entscheidung stünde, ginge ich wieder denselben Weg.“ Und dieser Weg nahm im Kriegsjahr 1870 von dem damaligen

Baardorf Schwenningen am Neckar seinen Ausgang. Paul Jauch entstammte einer Malerfamilie – der Großvater war Uhrenschildmaler, der Vater Kunstmaler – die aus der Fron von Acker und Handwerkszeug herausgewachsen war, und mit ihr das mehr und mehr vom bloßen Zweck und Nutzen gelöste Malen.

Im Wanderbündel des als Dekorationsmaler beginnenden Schwenningers lagen schwäbische Eigenschaften: lag Bescheidenheit, lagen Fleiß und Beharrlichkeit und Gemüt, lagen jene unverwischlichen Eindrücke des einfachen Lebens, die schon das Auge des malenden Knaben genährt hatten; denn von den Vätern hatte er die Gabe des Sehens mitbekommen. Über Rothenburg, München, Stuttgart, über Genf, Zürich, Mannheim und Karlsruhe fand er schließlich, nach seiner ersten, aber sehr erfolgreichen Ausstellung im Stuttgarter Kunstverein im Jahre 1913 in das Dorf seiner Mutter, nach Eningen ob der Achalm, wo er fortan frei seiner Kunst leben konnte.

Eningen galt ihm als das schönste Dorf Württembergs, und die Achalm war gewiß der schönste Berg der Welt. Ungezählte Male und von allen Seiten hat er sie gezeichnet, hat er von ihrer Höhe aus Landschaft und Wolken studiert und mit seinem Stift festgehalten. Denn die Natur war seine größte Lehrmeisterin. Und, als ein Spätgereifter, gab er sich seiner schönsten Aufgabe hin: er wurde Zeichner des Landes Orplid, wurde ein Wanderer durch die Lebenslandschaft Eduard Mörikes, verweilte überall da, wo einst des Dichters Fuß verweilt, sein Auge geruht hatte, wo seine Verse der Landschaft entfloßen, die durch sein Wesen wandelte. Vom Thurgau bis in den Taubergrund ging diese Wanderung, dreißig Jahre lang.

Da sich die rechten Maler wie alle Künstler nicht gerne über die Schulter aufs Papier sehen lassen und man noch weniger über jene Vorgänge weiß, die sich auf der Suche nach dem Motiv im Künstler vollziehen, mag es von besonderem Reiz sein, aus hinterlassenen Briefen des Zeichners, die uns freundlicherweise von seiner Gattin übergeben worden sind, diese inneren äußeren Pfade nachzuwandern. Indem wir sie mit Paul Jauch gehen, gehen wir zugleich mit Mörike, dessen Tochter dem Zeichner noch versicherte: „Wie



würde sich mein Vater freuen, wenn er von Ihrem Schaffen wüßte!“

Begeben wir uns also, *pars pro toto*, in die Gegend Bad Mergentheims. Es ist die letzte Maiwoche des Jahres 1930:

„Am Mittwoch saß ich schon an der Tauber und zeichnete die Wolfgangskapelle mit alten Bäumen, ein Stück Brücke mit dem Heiligen darauf. Spät am Abend war ich mit diesem Motiv fertig, und gestern zog ich schon am frühen Morgen zur Maria-Bergkirche bei Laudenbach . . .

Durch den Wald wandert man an den Kreuzwegstationen vorbei hinauf und steht dann an der Kirche, deren Chor gotisch, Schiff Renaissance gebaut ist. Eine Linde steht dort, einen Bildstock überschattend, Tannenwald, Buchenwald und im Weiterwandern weite Felder mit Lerchengesang. Von ferne sah ich im Wald zwei Ordensbrüder, von irgendwo klang ein Posaunenchor mit Bittganggesang. Die Kirche wird wohl von Ordensbrüdern bewacht, ich sah einen Alten mit wundervollem, weißem Bart. Lang war ich oben am Berg und suchte mir einen Platz aus für mein demnächstiges Zeichnen dort. Elf Uhr wars, als ich, vom Berg herabkommend, durch Laudenbach wanderte, Wermuthshausen zu, dem einstigen Sitz von Mörikes Freund Hartlaub . . . Manchmal meinte ich im Körschtal zu sein, hüben und drüben Hänge, hier allerdings mit Weinreben bewachsen. Ein schmales Flößchen zog rechts an mir in meinem Wandern entgegengesetzter Richtung dahin; dann kam ich meinem Ziel näher, satte Wiesen,

manchmal ganz weiß, manchmal ganz gelb, ein Bild, ähnlich wie Talheim, ähnlich wie Scharnhausen . . . Im Ort angelangt, kam ich an die Kirche mit dem einstigen Friedhof, einem jetzt allerdings verödeten Platz, auf dem noch einige Bruchstücke ehemaliger Grabsteine von seiner einstigen Bestimmung zeugen. Ich sah in den Pfarrgarten hinein, wo ich demnächst am Schaffen sein werde. Dann wanderte ich das stattliche Dorf vollends hinauf, saß lange oben, wo die Niederstettener Straße führt, und konnte mir etwas nicht zusammenreimen: das Örtliche bei dem Entstehen des Mörike-Gedichtes „Aus der Ferne“. Auf der Rückreise nach Mergentheim vollendete er dieses Gedicht einst im Blick auf einen Wald. Diesen sah ich auch, aber mit der Richtung wollte es eben nicht stimmen. Doch ich fand des Rätsels Lösung; oberhalb des Orts, wo ich stand, zieht Heidefeld hin; hier hat der Ort ganz die Art wie um Reusten im Ammertal. Da wanderte ich um den Ort, begegnete auf einer schmalen Straße einem Bauern, mit dem ich ins Gespräch kam, und da erfuhr ich, was ich wissen wollte. Der Weg sei ein Feldweg, aber alte Leute gingen ihn immer, wenn sie nach Laudenbach-Mergentheim wollen. Von der eigentlichen Landstraße aus sieht man diesen Wald nicht, hier lag er in etwa dreiviertelstündiger Entfernung von mir.

Nun suchte ich einen Platz am Weg, von dem man Wald, Ort mit Kirche und Pfarrhaus des Freundes, Obstbäume und ein Stück Margeritenwiese übersehen konnte. So weit bin ich gekommen, daß ich mir das fürs Bild Notwendige

zusammengelegt habe. Einige Tage werde ich zum Schaffen dort erübrigen, eigentlich solls ja ein Hauptbestandteil werden, denn ich könnte mir das Leben Mörikes ohne seinen Hartlaub nicht vorstellen. Es ist mir, als ob dieser der gute Geist des manchmal doch ein wenig Schwankenden gewesen wäre. Und so kam manches Unruhevolle, das in des Dichters Leben getreten ist, durch des Freundes Führung ins richtige Gleis. So muß ich Wermuthshausen festhalten für meine Absichten, in ihm ist doch *das* ersichtlich, was ich zu Hartlaub-Mörike brauche; denn immer muß daran festgehalten werden, daß ich für Kenner schaffe.

Zu Gestern habe ich noch zu bemerken, daß ich bald nach sechs Uhr auf dem neuentdeckten Mörikeweg oben am Hang zurückwanderte, Laudenbach zu. In der Ferne wies mir die überragende Marienbergkirche den Weg. Und bald sagte mir Glockengeläute, daß ich Laudenbach wieder nahe sei."

Auf einer Postkarte vom 29. Mai 1930 schreibt der Zeichner:

"Dort an der Kirchhofmauer – da saß ich auf der Lauer –; Gestern, Pfingstsamstag, war ich im kleinen Reich von Agnes Hartlaub am Schaffen. Es war ein schöner Tag, Wandern und Zeichnen – und wieder Wandern am Abend. Der Mond stand am Himmel . . ."

Und zwei Tage später:

Am Pfingstmontag nachmittag 4 Uhr, auf Hartlaubs Steinbank neben der Pfarrhaustüre.

"Klarblauer Himmel, Vogelgesang, Jasminduft aus dem Pfarrgarten. Von Niederstetten bin ich heute vormittag

herübergewandert, nun habe ich auf der Höhe überm Ort mein neulich begonnenes Motiv, das Dorfbild, fertig zu machen, dann ist auch Wermuthshausen in meiner Mörike-Mappe . . . Das Pfarrhaus steht schon zwei Jahre leer, der Garten ist verwildert, und ich dachte mirs so schön, wenn freundliche Pfarrleute zu begrüßen gewesen wären. Heute wars ein schönes Schaffen am Haus mit der Treppe . . ."

Am 10. Juni:

"Gestern abend bin ich von Wermuthshausen nach Vorbachzimmern gewandert; ein sehr schöner Weg ist's. Wermuthshausen liegt hoch, und so ging es immer bergab ins liebliche Vorbachtal. Wieviel Schönes habe ich doch in dieser Zeit gesehen! Heute will ich nun an der Bergkirche zeichnen. Der Weg dorthin geht ungefähr 20 Minuten zur Höhe hinauf. Im Wald dort hörte ich am Samstagabend, als ich von Wermuthshausen kam und längeren Aufenthalt hatte, Nachtigallenschlag . . . Dadurch hätte ich beinahe den Nachtzug versäumt."

Paul Jauch lebte in seiner Landschaft, wie diese in ihm lebte und wirkte, und wie sie sich in seinem Werk verwirklichen konnte. In seiner dreißig Jahre langen Wanderung auf Mörikes Spuren hat er nicht nur dem Dichter gehuldigt, sondern ebenso der schwäbisch-fränkischen Landschaft. Und aus dieser künstlerischen und menschlichen Hingabe ist sein Werk ins Einmalige hineingewachsen, leiser und stiller beinahe als jener Nachtigallenschlag im Wermuthshäuser Wald, dem es aber das Unverklingene, das Forttönende voraus hat.

Walther Genzmer

zum 70. Geburtstag am 22. Oktober 1960

Es ist eine Freude, das Lebenswerk eines Mannes wie Walther Genzmer vor Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes und Lesern der „Schwäbischen Heimat“ würdigen zu dürfen, damit einem Kreise, innerhalb dessen die in dem Begriff der „Denkmalpflege“ beschlossenen Werte verbindliche Gültigkeit haben. Denn diese Werte sind es letzten Endes, welche das Leben und Wirken von Walther Genzmer für uns „wertvoll“ machen und uns ihn – über seine immer gütige, freundlich verbindliche, humorvolle und witzige persönliche Art hinaus – hoch schätzen lassen, von seinen besonderen Verdiensten als Vorstandsmitglied des Schwäbischen Heimatbundes ganz abgesehen.

Denkmalpflege: wir wissen, daß es dabei im Grunde um das Recht eines jeden Kunstwerkes auf seine Originalität geht. Das fing an mit Goethes Auffassung von „charakteristischer Kunst“, und es führte – nach der Wiederentdeckung der Eigengesetzlichkeit der künstlerischen Form – zur Forderung des Schutzes guten Bauens, guten Bildens, guten Malens der Vergangenheit, hinweg über ein Jahrhundert, das sich in verfälschender historisierender Nachahmung der verschiedensten Stile gefallen hatte. Jugendstil und Heimatschutz sind es gewesen, welche gegen allen Historismus – so widerspruchsvoll dies klingt – für die Denkmalpflege eintraten. Walther Genzmer hat die Entwicklung in Hohenzollern, an der er so wesentlich

beteiligt ist, in einer Arbeit: „Die Denkmalpflege in Hohenzollern von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart“, erschienen in den „Hohenzollerischen Jahreshften“ 1959, geschildert. Wer diese Ausführungen gelesen hat, der weiß, welchen Ehrentitel das Wort „Konservator“ darstellt. Denn „konservieren“, das heißt eben nicht „restaurieren“, nicht nachmachen, nicht verfälschen, sondern erhalten, bewahren, immer das Originale herausstellen – und dies unermüdlich!

In diesem Sinne muß ein „Konservator“ langjährige Praxis und gut fundiertes Wissen mit künstlerischer Begabung verbinden: eine seltene Konstellation, die sich bei Walther Genzmer erfüllte, erfüllte im Sinne echter Berufung, nämlich eines fast unmerklichen Hineinwachsens und Ausreifens. 1913 legte der in Köln geborene Diplomingenieur die Staatsprüfung als Regierungsbaumeister ab und wurde in der Folge in den Staatsdienst bei der preußischen Hochbauverwaltung übernommen, um 1934 bis 1945 als Regierungs- und Baurat in Sigmaringen tätig zu sein und 1945–1955 dem gleichen Heilbronner Amt vorzustehen. Ehrenamtlich übt er seit dem Tode von Prof. Friedrich Wilhelm Laur im Jahre 1934 die Tätigkeit des Landeskonservators der Kunstdenkmäler Hohenzollerns aus. Er war als solcher an der Instandsetzung von über 100 Kapellen und Kirchen beteiligt – wer von uns kennt nicht die Wiederherstellungen der Klosterkirche Beuron, der Pfarrkirchen etwa in Sigmaringen, Bingen, Veringendorf, der Haigerlocher Kirchen! Hinzu kam die Instandsetzung von Burgen, Schlössern, Rathäusern. Aber auch viele Bürgerhäuser und Bauernhäuser verdanken dem Landeskonservator die Wiedergeburt ihrer ursprünglichen Schönheit: dafür legen zahlreiche freigelegte Fachwerke in Hohenzollern Zeugnis ab. Und wie vieles war nicht an Einzelfragen zu lösen (Art und Farbe von Verputz, Formen von Fenstern, Ladeneinbauten). An der Einrichtung des Schloßmuseums der Burg Hohenzollern war Walther Genzmer maßgeblich beteiligt.

Es versteht sich, daß ein guter Denkmalpfleger – im Sinne denkmalpflegerischer Verantwortung für die Originalität eines jeden Kunstwerkes – der Kunst der Gegenwart durchaus positiv gegenübersteht und sie dort einsetzt, wo sie am Platze ist. Ein echter Denkmalpfleger weiß darum, daß sich das gute Neue mit dem guten Alten verbindet, und zwar unter Ausschaltung des Zwischenreiches unkünstlerischer Nachahmung und aller Mittelmäßigkeit. Walther Genzmers Kirchenerneuerungen sind Musterbeispiele einer nicht nur erhaltenden, sondern in der angedeuteten Weise auch gestaltenden Denkmalpflege. Gute Restauratoren reichten bei seinen Wiederherstellungen guten freischaffenden Künstlern der Gegenwart die Hand. Nur als ein Beispiel gelungener erhaltender und gestaltender Denkmalpflege sei die Erneuerung der Pfarrkirche in Laiz genannt. Besonders groß war der Anteil der gestaltenden Denkmalpflege bei den sogenannten „Entdekorationen“ historisierender Kirchenräume des 19. Jahrhunderts. Darunter ist die Entfernung aller historisierender Stilverbrämung zu verstehen, wobei

beispielsweise in Veringenstadt ein guter Raum zutage trat, den heute Altes und Neues in vereinter Schönheit zieren. In diesem Sinne war und ist Walther Genzmer ein geschmackvoller und feinsinniger Freund alles Echten, sei es Neuen oder Alten, und Verehrer jeder reinen Kunst in Vergangenheit und Gegenwart. Mit modernem Bauen in alten Städten hatte er sich beim Neubau des Hechinger Rathauses 1958 durch Paul Schmitthenner zu befassen. Was zustande kam, war vorbildlich für die Einstimmung eines modernen Baues von künstlerischer Qualität in ein altes Stadtbild. „Jeder vernünftige Denkmalpfleger bejaht das moderne Bauen da, wo es hingehört . . .“ hören wir. In diesem Sinne hat er, der sich etwa früher für Mies van der Rohe einsetzte, das moderne Bauen auch andernorts bejaht, bejaht sofern es gut war, und das heißt: gleich weit entfernt von ungekonntem Kitsch und spielerischem Formalismus, zweckmäßig und formvollendet. Nur in einer Hinsicht hat er als Denkmalpfleger gefordert, was er zu fordern hatte: „Wenn in der Nähe von Baudenkmalen Neubauten errichtet werden, so muß die Denkmalpflege verlangen, daß der Architekt sich bemüht um eine harmonisch behutsame Abstimmung des neuen Gebäudes auf das vorhandene . . .“ Nicht zuletzt hierin beruht das Geheimnis des viel mißbrauchten Wortes vom „anständigen Bauen“, einem Bauen, bei dem sich das Neue im Sinne einer organischen städtebaulichen Einheit dem Alten einfügt, so daß im ganzen ein ungestörtes Gemeinwesen harmonisch zum Ausdruck kommt.

Nicht vergessen dürfen wir Walther Genzmers Verdienste um Friedhof und Grabmal – in Laiz gab er Veranlassung zur Schaffung eines mustergültigen Ehrenmals mit einer ausgezeichneten Figur von Prof. Henselmann. Sodann seine Verdienste um die Orgelbewegung, deren Erkenntnisse er, in enger Zusammenarbeit mit Dr. W. Supper, wo er konnte, in die Tat umsetzte, sei es, indem er zur Erhaltung eines alten Werkes beitrug oder die Aufstellung eines guten neuen anregte. Die zahlreichen Teilnehmer an Studienfahrten unter seiner beliebten und bewährten Führung können bezeugen, wie oft er sie durch eine gute kleine Orgelmusik erfreute.

Seine literarische Arbeit ist vornehmlich auf seine Arbeit eingestellt. Als Mitarbeiter an den Kunstdenkmälern Hohenzollerns schuf er sich seinen wissenschaftlichen Namen. Auch wurde sein Aufsatz über Michael Beer in der Fachwelt viel beachtet. Der breiteren Öffentlichkeit ist er als Verfasser eines wohl unterrichteten Textes zu einem Bildband über Hohenzollern bekannt.

In allem ging und geht es Walther Genzmer darum, in unserem vorwiegend materiellen Zwecken zugewandten, naturwissenschaftlichen und technischen Zeitalter, die ideellen und künstlerischen Zwecke der abendländischen Kultur der Vergangenheit in unserer Heimat ins Licht zu setzen.

Mit dem Dank für sein Wirken verbinden wir den Wunsch, daß Landeskonservator Walther Genzmer noch lange zu den „Unseren“ im engeren und eigentlichen Sinne gehören möge!

Adolf Schabl

Pforzheim bis 1600

Von Ernst Müller

Bei der Erbteilung von 1535 hatte die Durlacher Linie eine erkleckliche Anzahl straffer, zu Ämtern organisierten, wenn auch kleinen Siedlungen zugesprochen bekommen, die alle im Laufe von 250 Jahren erworben, erheiratet und erobert worden waren in einer planvollen, an den Rhein, nach dem württembergischen Osten und pfälzischen Norden ausgreifenden Erwerbspolitik. Die Grenzlinie war im Süden die Alb, gegen Norden die Pfalz, im Westen Mühlburg am Rhein, im Osten der Hagenschieß.

Den bedeutsamsten Vorstoß gegen Osten machten die Badener in der Auflösungszeit des staufischen Hausguts und Herzogtums um 1230. Hermann heiratete die Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, des Schwiegersohns des Staufers Konrad, wodurch die wichtigste Grenzstadt der Markgrafschaft, Pforzheim, in seine Hand kam, die zwar vom 14. Jahrhundert ab bis 1806 als kurmainzisches Lehen vergeben wurde, aber nie mehr, von einigen Wechselfällen abgesehen, den badi-schen Herren verlor und im 16. Jahrhundert eine Zeitlang Residenz der Unteren Markgrafschaft und Grablege der Markgrafen gewesen ist. Als Baden von der Siedlung Besitz ergriff, hatte sie schon eine 1000-jährige urkundlich belegte Geschichte hinter sich. Durch die Auffindung eines Leugenzeigers wissen wir etwas von einem römischen Lagerort (auch der deutsche Name ist abgewandelt vom lat. Portus, die Pforte, die Humanisten hießen es Phorca von Pforze, wo die Enz aus dem Gebirge in die hellere Landschaft einströmt) im 3. Jahrhundert. Der Portus lag wohl an der Furt, wo der Fluß am leichtesten zu durchschreiten war.

Ein wichtiges römisches Zeugnis führte durch den Hagenschieß, ein etwa 4000 ha großes Waldstück im Winkel zwischen Enz und Würm und heute zum großen Teil städtischer Erholungspark. Als Markgraf Karl Wilhelm, der Gründer der Stadt Karlsruhe, 1731 am sogenannten „Wüsten See“ Fischweiher ausheben ließ, stieß man auf Reste einer gepflasterten Römerstraße. (Sein Enkel hat in der Nähe 1771 ein kleines Jagdschloß errichtet, heute Seehausgaststätte, berühmt durch seine forstlichen Seltenheiten, eine Allee von Lärchen und Weymutskiefern aus Nordamerika im oberen Kirnbachtal und im Neubärental.) Die Straße führte von dem Legionsquartier Straßburg kommend über Baden-Baden, Ettlingen in einer 18 km langen Geraden (an der Käfersteige ist ihr Damm noch erkennbar) über die Waldhöhe Solitude nach

dem Cannstatter Lager. Eine größere villa rustica ist im Kanzlerwald Ende des 19. Jahrhunderts ausgegraben worden. An damals gerodeten freien Stellen lagen an der großen Straße hie und da Gutshöfe – etwa im Stockbrunnental – und schon die Markgrafen des 18. Jhs. haben Teile eines Aquäduktes gefunden. Die Steine der durch die Alamannen zerstörten Gutshöfe lagen bis ins Mittelalter in der Gegend. Die Urkirche im nahen Brötzingen St. Martin ist aus römischen Quadern gebaut. Daß die Alamannen um 280 etwa, etwas entfernt vom zerstörten Portus, aber nahe am Fluß siedelten und im 5. Jahrhundert die fortgeschrittenere fränkische Wirtschaftsweise im dörflichen Verband annahmen, darf als sicher gelten. Die Reihengräberfunde sind spärlich; aber ein hölzerner Pflug aus der Keltenzeit scheint nahezulegen, daß die Alamannen Vorgänger hatten und die Stelle ein alter Rastplatz gewesen ist. Die vielen „-ingen“ Siedlungen rings um den römischen Portus weisen auf eine starke Besiedlung des Tales hin. Jedenfalls benützten Attilas Scharen die alte gut bepfasterte Römerstraße bei ihrem Überfluten des nördlichen Südwestdeutschland. Brandschutt im Boden der älteren Pfarrkirche an der Enzfurt könnte von hunnischer Zerstörung herrühren.

In der fränkischen Epoche dürfte die Siedlung dann den Namen von heute bekommen haben, da sie ein wichtiger Militärstützpunkt des Enzgaus mit Vaihingen gewesen ist. Ein fränkisches Gräberfeld (beim Gaswerk) mit Schwertern, farbigen Tonperlen und Geschirren fügt sich in ähnliche Funde gut ein.

Den besten Beweis für einen starken fränkischen Stützpunkt liefert der erst neuerdings bekannt gewordene Baugrund der Urkirche zum hl. Martin, dem Hausheiligen der Merowingerkönige. Es war wie in Rottweil und anderswo eine Überfeldkirche. In drei Meter Tiefe läuft die Römerstraße durch den Kirchenraum, ihr Portal aus dem 12. Jahrhundert ruht auf den Fundamenten einer älteren Pfeilerbasilika. Die Plastik des Tympanons hat Ähnlichkeit mit späthirsauischen Gewohnheiten: der bärtige Mann und das Sonnenrad kommen auch im Hirsauer Eulenturm vor. Der angekettete Löwe und der von Heilszeichen, Kreuz und Hostie umgebene Hahn bedrohen die menschliche Seele (Vogel). Der Bärtige stellt die erlöste Menschheit dar. Die erneuerte Kirche ist also Hirsauer Bau. Die Calwer Grafen und ihre Verwandten haben bei der Erweiterung von Hirsau dem

Kloster im 11. Jahrhundert die Enzfurt und den Kirchenteil dem Kloster zur Verwaltung übergeben. Das Hirsauer Hofgut mit einer Meierei und der Nikolauskapelle (der Lieblingsheilige der Cluniazenser) auf dem „Kapellhof“ machten in der salischen Zeit einen wichtigen Teil der dörflichen Siedlung und des fränkischen Königshofes aus. Die Salier stifteten mit einer Verbindungsstraße zu ihrem Hauptsitz Speyer (die Heringstraße) einen Markt, urkundlich eine „villa“. Vielleicht war die Siedlung schon bei den Ungarneinfällen mit einer Mauer umgeben. Man kann sogar an eine Pfalz denken. 1067 urkundet Heinrich IV. in ihr, und 1074 nimmt die Kaiserinmutter Agnes mit zwei päpstlichen Legaten im Königshof Herberge. Im Investiturstreit ging der königliche Besitz um St. Martin an Hirsau über. Die Königspartei zog sich zurück und siedelte 800 m westlich bei der Einmündung der Nagold in die Enz am Fuße einer 330 m links überm Tal liegenden Burg, wo sie ein suburbium in Form eines rechteckigen Marktes errichteten. Die Anlage der neuen Stadt könnte noch vor Abschluß des Wormser Konkordates 1122 erfolgt sein. Die Mauerreste der Burg (heutige Schloßberg) sind jedenfalls vorstauisch. Die Staufer als Erben der Salier besorgen den Ausbau der Siedlung zu einer „civitas“. Rotbart nennt im Zusammenhang mit einer Urkunde für das neu gegründete Zisterzienserkloster Maulbronn seinen Stiefbruder Konrad, den Pfalzgraf bei Rhein, den Erben der salischen Hausgüter, den Eigentümer von Pforzheim und Umgebung. Konrads Erbe wurde 1195 dessen Schwiegersohn der Welfe Heinrich von Sachsen (der Sohn des Löwen), der von Pforzheim die Zollfreiheit für Maulbronn fordert und einen staufischen Schultheißen erwähnt. Man kann annehmen, daß der „vetus civitas“ also bereits Stadtrechte zustanden. Der Anschluß an die badische Erbschaft, die schon erwähnt wurde, ist damit gefunden.

Diese 17 ha umfassende Burg und Stadt (Vorbild vielleicht Calw), die mit dem Mühlgraben an der Enz abschloß, wurde ummauert, einschließlich des Ringwalls der Burg und mit 6 Toren versehen. Sie ist bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts als selbständige Altenstadt von den rings sich bildenden Vorstädten getrennt gewesen. Ihr Marktplatz bildete die geometrische Mitte nach allen Seiten. Die erste Erweiterung erfolgte nach S in der Vorstadt „zwischen den Wassern“, d. h. dem Eichmühlgraben und der Enz, und dann nach W in der sog. Brötzingen Vorstadt. Beide Vorstädte waren jahrhundertlang dünn bebaut und wurden erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts in den Mauergürtel der Stadt einbezogen. Jedoch so, daß zwar der Teil „zwischen den Wassern“ mit der Alt-

stadt verschmolz, nicht aber die Brötzingen Vorstadt, die noch bis ins 19. Jahrhundert durch die Mauerführung der Altenstadt von dieser abgesondert war. Da die wirtschaftliche Hauptbedeutung der Stadt im Mittelalter die Flößerei war (viele Floßordnungen gemeinsam mit Württemberg erinnern daran), entstand am Zusammenfluß der Nagold mit der Enz die sogenannte „Aue“, eine kleine Flößer- und Fischer-siedlung, die vielleicht älter als die Stadt ist. Wie weit es im Mittelalter eine Neustadt gab „jhenet der brucken“ auf dem rechten Enzufer, ist nicht mehr mit Sicherheit auszumachen. Das eigentlich Städtische um 1500 (etwa 3500 Einwohner) nennt eine Beschreibung zweier venetianischer Gesandter: „Eine recht vornehme Stadt, gleichfalls mit Brunnen. Zwei kleine Flüschen fließen unter ihren Mauern . . . es gibt hier verschiedene Gewerbe, besonders Uhrmacher, und sehr schöne Paläste . . . Die Stadt liegt in einem Tal und an einer Bergwand, auf der letzteren ist ein kleines Kastell, in welchem der Hauptmann der Stadt wohnt.“ Dem Venetianer fallen die schönen Steinhäuser auf, die er „palazzi“ nennt, die Adelssitze um den Marktplatz. Nicht erwähnenswert findet er das Barfüßerkloster (Dachreiter), das reiche Heiliggeistspital (heute Deimlingstraße), die Druckerei des Reuchlindruckers Thomas Anshelm, auf dem östlichen Marktplatz das Predigerkloster (Geburtshaus Reuchlins). Die Wohnviertel der Handwerker waren bedeutend geringer, auch die in der Altenstadt, wo sich noch viel Landwirtschaft befand. Das Siechenhaus lag auf einem Hügel über der Aue.

So bietet sich Pforzheim am Vorabend der Reformation dar. In seiner Geschichte und in seinem Häuserbestand aber schon stark vom landesherrlichen Willen geprägt. Das bezeugt am besten die alte Pfarrkirche. 1344 wird sie dem Hauskloster Lichtental inkorporiert und durch einen gotischen Chor erweitert. Sie hielt sich in der Konkurrenz gegen die zweite Fürstenkirche auf dem Burgberg als Tauf- und Begräbniskirche bis ins 15. Jahrhundert. Neuerdings sind die großen Fresken einer spätmittelalterlichen Weltgerichtsszene und einer Schutzmantelschaft Mariens wieder von der Kalktünche befreit worden. An Altären seien erwähnt Pankratius für die Weingärtnerbruderschaft und ein Annenaltar. Erst in der Reformationszeit 1522 fielen Hirsauer Rechte, Lichtentaler Besetzung und der Hirsauer Hof mit 140 Morgen (ihn verkaufte Württemberg 1565 an den markgräflichen Kanzler Achtsynit) an den Fürsten. Der Friedhof, in dem sich auch ein sehr schöner barocker Gedenkstein der Familie Beckh befand, wurde erst 1868 geschlossen.

Bei der zweiten Kirche, Sankt Michael, dem Heiligen des staufischen Ritters, auf dem Burgberg, fehlen fast alle urkundlichen Mitteilungen. Das *Ius patronatus ecclesiae* wird 1344 der Gemahlin des Markgrafen, einer Gräfin von Öttingen und ihrem Kloster Büren (Lichtenthal) als Lehen übergeben. Der Bau ist also von Anfang an im Unterschied zu Sankt Martin herrschaftliche Stiftung und verdrängt in der Gunst der Patrizier je länger desto mehr die Bedeutung der Urkirche. Ihre altertümliche Lage Burg- und Gotteshaus erinnert an staufische Gewohnheiten. Zudem, wo wäre sonst auf dem schmalen Gebiet noch Raum gewesen? Ungewohnt und wohl in Anpassung an das abschüssige Gelände zu verstehen ist die bauliche Anordnung: der wehrhafte Westbau ist der älteste Teil und noch ganz im kompakten Stauferstil, wie wir ihn von Ellwangen und den elsässischen Bauten her kennen mit gliedernden Lisenen, Bogenfriesen und einer abgetragten Westpforte. Wie im zweiten Bauabschnitt von Maulbronn legt sich an die romanische Konzeption die feinere, aber noch von Burgund und Worms her bestimmte Gotik mit Strebepfeiler und Fensterfiguren am Äußeren, und im Inneren öffnet sich die gedrungene Vorhalle in ein hochräumiges Langhaus aus vier gewölbten Jochen in basilikaler Anordnung, breiten Lichtöffnungen im Obergaden, gewinkelten Flankensäulchen, breiten Rippendiagonalen und der berühmten zisterziensischen „Hausmarke“, dem Herabziehen der Hochschiffstreben bis zum Arkadenpfeiler (1240–70). Wie weit ein Vierungsturm geplant war, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Um 1300 waren fertig die merkwürdigen schräg nach außen gewinkelten Chorabschlüsse der Abseiten und ein Chorvieleck an der nördlichen Seitenwand. Solche Choranlagen beweisen das Interesse der reichen Patrizier an der Fürstenkirche. Die schönste stiftete die Familie Göldlin mit einem Prachtfenster (Salemer Schule wie in Maulbronn im 14. Jahrh.) mit mehreren Altarpfründen. Zwischen 1460 und 1480 erfährt der Chor teil im Zusammenhang mit der Erhebung von Sankt Michael zu einer Stifts- und Kollegiatkirche im Gleichklang mit Baden-Baden, Tübingen, Herrenberg, Ellwangen einen selbständigen Umbau. Der Chor wird Unterrichts- und Andachtsraum für die gelehrten Stiftsherren, eine Art Brüder des gemeinsamen Lebens. Ein dreiteiliger Lettner, die hervorragende Steinmetzarbeit des Meisters und Bildhauers Hans Spryß aus Zaberfeld, ist trotz der eminenten Zerstörung von 1945 noch in ihren Einzelheiten zu erkennen, das Rankenwerk, die Fischblasenmuster und vor allem die Figur des die Epistel lesenden heiligen Petrus.

Etwas später als in Eßlingen, in den Gründungswellen von Regensburg her, gegen Ende des 13. Jahrh., war der für derartige Bauten charakteristische hohe, schmalfenstrige gotische Chor der Barfüßermönche fertig (er hat 1945 überstanden) mit seinem hohen Dachreiter, dem Wahrzeichen der mittelalterlichen Stadt. Das Kloster stand unter dem Schutz der speyerischen Bischöfe und war wie anderswo „*ope et liberalitate civium exstructum*“, ein Kleinod des mittelalterlichen städtischen Gefüges. Einem der Bischöfe diente es im pfälzischen Krieg 1467 zum Zufluchtsort und zur Begräbnisstätte. Markgraf Jakob reformierte es im Sinne der Basler Bestimmungen und holte Observanten, unter denen Johannes Herrgott der Beichtvater des seligen Bernhard wurde, und der dem auf einer Brautfahrt nach Orleans 1458 früh gestorbenen, in der Stiftskirche Maria della Scala zu Moncalierie südöstlich von Turin die Leichenrede hielt. Unter den Observanten erlangte als Kosmograph Sebastian Münster Weltruhm.

Nicht lange nach Eßlingen erscheinen – vielleicht hielt die Chorweihe Albert Magnus, der bedeutendste Ordensprovinzial des späten 13. Jahrh. –, auf markgräflichen Wunsch die Dominikaner, die gelehrten, schulischen, gottesdienstlichen Erzieher und die politischen Berater der mittelalterlichen Städte und erhielten einen zentralen Platz angewiesen in der Nähe des Marktplatzes im Raum der heutigen Straßenzüge Schulgasse, Reuchlinstraße, Rosenstraße und Gymnasiumstraße (heutiger Reuchlinplatz). Kirche, Claustum, Zehnthof und andere Wirtschaftsgebäude überragten die kleineren und eng parzellierten Giebelhäuser der Bürger. Ein beträchtlich größeres Pendant zu den Volksseelsorgern der Barfüßer westlich vom Markt. Die Geschichte dieses Gevierts, von dem heute nichts mehr steht, ist höchst wechselvoll. Um 1560 kam in das Kloster eine Lateinschule, die Kirche wurde zur evangelischen Stadtkirche St. Stephan. Zwischen 1631/32 und 1635/49 besetzten Mönche den Chor, ein Holzgitter trennte das Langhaus für die Laien ab. Nach den Franzoseneinfällen im Orleansischen Krieg nahm das Kloster 150 Schüler des Durlacher gymnasium illustre auf. Im dritten Plünderungszug 1692 brannten Kirche und Kloster völlig aus. 1716 – 1721 erfolgte der Wiederaufbau der Kirche in neugotischer Fassung. 1753 wurde der berühmte Kreuzgang abgebrochen, der Platz zu einem Garten eingeebnet für das Waisenhaus. Inschriften und Geschlechterwappen, die aus dem Mittelalter stammten, wurden an den Innenwänden der Kirche aufgestellt. Darunter auch die von Reuchlin für seine Mutter gesetzte. 1789 kam in den Garten ein zwei-

stöckiges Schulhaus. Bis 1856 waren in dieser aufgestockten Schule alle städtischen Lehranstalten untergebracht (1945 völlig vernichtet). Einem Großbrand fielen im Mai 1789 die neue Stephanskirche und 44 Häuser in der Umgebung zum Opfer. Die meisten Epitaphien sind seither verschwunden, weil man den Kirchenplatz planierte. Da die Stadt aber von der Hofdomänenkammer einen Neubau forderte, aber gegen einen Kirchenbau von Hübsch im Jahre 1829 protestierte, zahlte der Staat eine Ablösungssumme von 32 700 Gulden, nachdem die Grundmauern des Neubaus eingeebnet worden waren.

Die gewölbte, dreischiffige Mönchskirche des Mittelalters war die Tauf- und Begräbnisstätte vieler Gönner und Stifter der benachbarten Adelshöfe. Noch ein Grabstein hat sich aus der Frühzeit erhalten, er nennt den Namen der Irmengard von Roßwag (1291). Ein schöner hölzerner Kruzifixus überstand alle Feuerstürme der Jahrhunderte und hängt heute in der modernen Stadtkirche am Lindenplatz. Die geistliche Geschichte kennt einige bedeutende Prediger aus der Zeit der Mystik eines Tauler, Eberhard von Iptingen und den Johann Wurmberger und 1492 Johann Schwolzer, den gelehrten Verfasser einer Biographie des Albertus Magnus. Am 28. Dezember 1455 wurde dem Schaffner des Klosters Georg Reuchlin Pforzheims berühmtester Humanist Johannes gehören.

Gleichzeitig wie anderswo erscheinen mit den Barfüßern auch die Barfüßerinnen oder Reuerinnen, die Seelsorger der mittelalterlichen Städte. Sie bekommen ihren Platz in der im 13. Jahrhundert noch nicht in den Mauerring einbezogenen Vorstadt „zwischen den Wassern“ angewiesen. Erst im 15. Jahrhundert haben sie zusammen mit dem Spital (eine Stiftung des Markgrafen Rudolf 1322) eine ummauerte städtische Hofstatt und einen eigenen Turm. Ihr männliches Gegenstück lag entgegengesetzt.

Die Reuerinnen genossen die Privilegien der Stadtherren. Sie waren das vornehmste und begütertste Kloster. Im Spätmittelalter lebten sie mit dem Spital von den Einkünften der herrschaftlichen Ausbürger der Dörfer Brötzingen, Eutingen und Ispringen und vom Holz des Frauenwalds im Hagenschief. Unter den Priorinnen waren meist Hochadelige benachbarter Grafschaften, wie etwa den langsam verarmenden Tübinger Pfalzgrafen von der Asperger Linie, die im 14. Jahrhundert Württemberg beerbte. Nach einer Überlieferung soll sogar Euphemia, die Tochter des englischen Königs Eduard III. hier als Ordensfrau gelebt haben. Nach dem großen Brand von 1409 ließ Markgraf Bernhard das Kloster von dem durch seine Bauten in Ulm und Straßburg berühmten Ulrich von

Ensingen (bei Nürtingen) wieder herstellen. Von jetzt an nahm es markgräfliche Prinzessinnen mit Vorliebe neben Lichtental auf. Der fromme Jakob, eifriger Reformist im Sinne der Basler Bestimmungen holte Schwestern der „strengen Observanz“ aus dem Katharinenkloster zu Nürnberg, und als Priorinnen amtieren bis zur Reformation auch viel begüterte Töchter von Pforzheimer Patriziern. In der Reuchlinzeit war das Kloster Sitz der antihumanistischen Bestrebungen. Hier schrieb der Vikar Magister Jakob Sprenger, der auch Köln verwaltete, seinen „Hexenhammer“. Ihre geistliche Aufsicht hatten die Dominkaner.

Die altgläubige Tradition machte es 1556, als Markgraf Karl bei den Frauen um Verständnis für die neue Lehre bat, den Schwestern unmöglich, die neue landesherrliche Religion anzunehmen. Nach dem Bericht der Magdalena Neylerin verließen mit einem Leibgeding 39 Klosterfrauen ihr Heim und siedelten 1564 in das Hohenbergische Kloster Kirchberg bei Horb über. Man verlegte das Siechenspital in das freie Gebäude und besetzte es mit 16 Herrenpfündnern. Im Melac-Krieg brannte es total aus. Die Markgrafen der Wiederaufbauzeit im 18. Jahrhundert erstellten auf seinen Grundmauern ein Wohlfahrtsgebäude, das nach dem Geschmack der Zeit Waisenhaus, Zuchthaus, Irrenanstalt und Arbeitsfabrik zugleich war. Um 1750 trennte man die Sträflinge von den Waisen, und 1767 überließ der Staat die Mansardenräume den französischen Hugenotten Autran, Christin und Violan zur Herstellung von Uhren, edlen und unedlen Bijouterien. Aus der Uhrenfabrik wurde die erste Stahlwarenfabrik des neuen Pforzheim in privater Hand.

Der landesherrliche Charakter der mittelalterlichen Stadt zeigte sich außenpolitisch darin, daß sie für die Herren und seinen Adel ein strategischer Ort war in den Fehden mit der Pfalz, später den Heeren Tillys und Melacs, und innenpolitisch im Druck auf die Entwicklung städtischer Freiheiten und eines für das Zunftwesen wirtschaftlich ergiebigen Aufstiegs. Unter den Festlichkeiten, die wochenlang dauerten und die wirtschaftlichen Kräfte der Stadt aufs äußerste beanspruchten, ragt die Vermählungsfeier des Markgrafen Karl mit Katharina von Österreich, einer Schwester Kaiser Friedrichs III. im Jahre 1447 besonders heraus, denn es zeigte sich, daß Pforzheim in Wirklichkeit die geräumigste und wichtigste Stadt der mittelalterlichen Markgrafschaft gewesen ist. Zudem standen im 15. Jahrhundert die Landesherren neben der Pfalz an der Spitze des süddeutschen Fürstenadels. Die Stadt glied einem Hoflager von Herzogen, Grafen und

Rittern. Die Braut allein brachte einen Staat von 133 Pferden. Der Aufwand an Weinen und Speisen, Turnieren und Schauläufen nach dem burgundischen Zeremoniell hatte fürstliche Ausmaße. In Stuttgart wurden erst 50 Jahre später solche Feste nachgeahmt. Doch derselbe Fürst, der zu Beginn seiner Regierung so triumphal bejubelt wurde, hat 15 Jahre später seine Residenz in tiefstes Unglück gestürzt. Im kriegerischen Eifer hat er sich wegen einer Sukzessionsfrage des erzbischöflichen Stuhles in Mainz und als Verbündeter Habsburgs gegen die pfälzischen Wittelsbacher mit dem ebenso kriegerischen Vetter, dem Grafen Ulrich von Württemberg und seinem Bruder Georg, dem Bischof von Metz, zusammengetan, um den Feind in seinem Territorium anzugreifen und Beute zu machen. Die vereinigten badisch-württembergischen Ritter und Söldner zogen vom Lager Pforzheim aus nach Norden. Nach der Art der Kriegführung im 15. Jahrhundert versuchten die Fürsten, das Prinzip der „verbrannten Erde“ und der Plünderung gründlichst anzuwenden. Brennende pfälzische Dörfer zeigten ihre Spuren, reife Getreidefelder wurden mit Baumstämmen niedergewalzt, die man den Pferden an die Schwänze gebunden hatte. Aber der wittelsbachische Gegner, dem die Chronisten den Beinamen Friedrich der Siegreiche gegeben hatten, stellte den Fürsten eine Falle. Sie wähten ihn weit von seiner Residenz Heidelberg irgendwo in der bayerischen Oberpfalz mit der Abwehr kaiserlicher Truppen beschäftigt. Von ihrem Lager St. Leon aus sollten 700 der besten Ritter Heidelberg überfallen und einnehmen. Der Pfälzer versteckte sich im Seckenheimer Wald, wartete ab, bis er das Detachement umzingeln und in einem kurzen, mörderischen Ringen vernichten konnte. Karl und Ulrich und viele ihrer ritterlichen Gefolgschaft wurden ins Heidelberger Schloß als Gefangene abgeführt oder gegen Urfehde nach Hause geschickt. Der moralische Erfolg des Pfälzers bei der Ritterschaft des Kraichgaus und des landsässigen württ. Adels war vielleicht noch größer als seine Demütigungen der beiden Grafen. Die Pfalz hatte von nun an Ruhe vor den südlichen Herren und konnte wieder ihre alte Führerstellung einnehmen. Das Lösegeld des Siegreichen war hart. Die Geschlagenen mußten ihre Verwüstungen bezahlen und als Pfänder für eine unbestimmte Zeit Einkünfte ihrer größeren Amtsstädte in Form von pfälzischen Lehen abgeben. Württemberg büßte mit Amtsstädten (darunter Marbach), Baden mit der Hälfte seines Territoriums, besonders seinen Schwarzwald- und Neckarämtern Pforzheim, Besigheim, Altensteig und Liebenzell. Pforzheim hat bis 1740 Steuern und Schatzun-

gen an die Pfalz abgeliefert. Erst die letzte Rate von 40 000 Gulden befreite die Stadt von ihrer Lehenslast.

Die Freilassung der Fürsten erfolgte nach Einlösung einer stattlichen Geldsumme, für die Baden und Württemberg dazuhin aufkommen mußten. Die Pfälzer Fehde hat in Württemberg und in Baden die Amtsstädte zur Besinnung gerufen. Wenn schon die Schulden der Fürsten auf ihnen lasteten, wollten sie Mitspracherechte in Sachen der Landespolitik, in Sachen der Verwaltung des Landes. In Württemberg erfolgreicher und schneller, in Baden langsamer sind bürgerliche Personen, die man Stände nennt, zu Verhandlungen mit den Fürsten von den herrschaftlichen Räten herangezogen worden. Das Schicksal Pforzheims bedingte die Verlegung der Residenz nach Baden-Baden. Den Residenzcharakter bekam die Stadt erst wieder bei der Erbteilung von 1535 für drei Jahrzehnte. Im Zusammenhang mit dem Pfälzer Krieg ging auch die Münze nach der gesicherten Residenz ab. Den landesherrlichen Einschlag hat seit ihrer Gründerzeit die Verwaltung der Stadt dadurch behalten, daß sie es nie zu selbstverwaltenden Bürgermeistern gebracht hat, daß die staufischen Schultheißen und Schöffen bis gegen 1400 vom Stadtherrn ernannt wurden und lediglich mit der Gerichtsbarkeit befaßt waren. Die städtischen Ämter lagen in den Händen des reichen Patriziats, der wie in den württ. Amtsstädten einen eng geschlossenen Sippenverband bildete. Im 13. Jahrhundert tauchen sie als markgräfliche Gefolgsleute auf: die Erlewin, Liebener, Dieter, Roder, Rumelin, Hopf, Steinmar, Imhof, die Edelfreien von Bretten, Durlach, Dürmenez, Vaihingen usw. Im 14. Jahrhundert treten viel württ. Namen hinzu, die ihren Huldigungseid ablegen und versprechen, nicht ohne Erlaubnis des Herrn die Stadt zu verlassen: wohlklingende Berufsamen aus den Zünften, die ganz von den Räten abhängen: Fladt, Flözzer, Wagner, Ratgeb, Rappenherr, Welser, Wiler, Maurer, Brotbeck, Göldner, Kercher, Gößler. Mancher Eidgenosse und Elsässer ist darunter. Als der besonders landesherrlich regierende Markgraf Bernhard Pforzheim zur Amtstadt umprägt und der Stadt ein Dutzend Dörfer zuspricht und den Bürgern noch einmal ihre Leibeigenschaft einflößt, den Schultheißen in einen Vogt verwandelt, sind die freien Geschlechter mit ihm in Streit geraten. Damals wanderten die Göldlin, Lieber und Weise aus, das Zunftwesen, das vor allem den Floß- und Wollhandel betrieb, ging zurück. In Gericht und Rat erscheinen im 15. Jahrhundert Stadtfremde, kleinere Leute. Bekannt ist der Streit des reichen Patriziers Göldlin mit dem

stark verschuldeten Markgrafen. Göldlin war auch eine Zeitlang in württembergischen und eidgenössischen Diensten. Er versöhnte sich mit dem Markgrafen. Heute noch ist das schöne gotische Fenster an der Seitenkapelle der Schloßkirche zu sehen, eine Stiftung der Göldlin. Die großen Landesordnungen von Christoph und seinem Sohn Philipp im Geiste eines geschlossenen Territorialstaates nach italienischem Vorbild brachten um 1500 den bürgerlichen Zünften und dem Rat gewisse Freiheiten: die Befreiung von der Leibeigenschaft aller Stadtuntertanen, von den Fronen und der Kopfsteuer, Befreiung vom Aufgebot, Bestätigung der Selbstergänzung in der Wahlordnung. Charakteristisch, daß der Fürst erst 1471 das Kaufhaus an den Magistrat freigab und Rathäuser erst im 16. Jahrhundert bezeugt sind. So allmächtig war die Kanzlei auf dem Schloßberg. Auf der anderen Seite aber hielt die Ordnung nur um so straffer an der Beaufsichtigung der Steuer, Zölle und Gewerbeabgaben durch fürstliche Beamte fest. Dreiviertel aller Abgaben flossen in die fürstliche Kasse. Der Stadtherr blieb der Besitzer des Salzmonopols, der Mühlen, Badstuben, der Gewerbesteuern der Flößer, Fischer, Tucher, Gerber, Goldschmiede usw.

Wenn auch die erhofften wirtschaftlichen Aufstiege etwa im Woll- und Tuchgewerbe oder im Holzhandel sich nicht erfüllten, so zeigt die Landesordnung von 1491 doch auch die Bemühungen des Stadtherrn, den Handel durch verstärkten Geleitschutz anzuregen, die große Reichsstraße von Ulm über Riedlingen – Pfillingen – Heimsheim – Pforzheim – Speyer (sie führte nördlich des Schloßbergs am heutigen Bahnhof an der Stadt vorbei) sicher zu machen und die Überfälle der zahlreichen Kraichgauritterschaft und der Junker des Würm-Nagold-Enzgebietes, die etwa im 14. Jahrhundert manche Fehde (Neuneck, Owen, Schmalenstein usw.) auslösten, mit der Stadt unmöglich zu machen, und vor allem die Warenangebote, die von dem reichen Elsaß und seinen Städten kamen, nutzbar zu machen. Besonders auffallend ist die „Ordnung des goldsmidt handwerk betreffend“. Die Stadt muß im Spätmittelalter geradezu eine Zentrale jener weitverzweigten Zunft gewesen sein. Die Zunft zählte 20 Meister. Das aus den Rheinwäschereien und das aus Ungarn kommende Dukategold und noch stärker das Silber aus den tirolischen Bergwerken (die Verwandtschaft mit Österreich nützte!) wurde plattiert oder legiert, gehämmert und geschmiedet, und die Erzeugnisse, Monstranzen, Becher, Gürtel, Ringe, Beschläge, Schalen, Kreuze unterlagen der Probe eines fürstlichen Beamten und

wurden mit einem Gütezeichen versehen. Die Strafen für falsche Legierungen waren empfindlich oder hatten Ausschluß aus der Zunft zur Folge. Familiengeschichtlich interessant ist, daß wir Namen antreffen, die aus Weil der Stadt und seinem kleinen Hinterland wohl unter dem gegenreformatorischen Druck in das seit 1550 evangelische Pforzheim kamen. Es ist das alte Pendlergebiet bis auf den heutigen Tag.

Der kluge und tatkräftige Christoph (1478–1515) war aber zugleich für sein Land auch der letzte, der seit Bernhard die beiden Markgrafschaften regiert hatte. In seinem Alter haben ihn die Söhne gezwungen, ein Erbteilungstestament zu machen. Diese Familienzwistigkeiten und dies, daß Christoph die längste Zeit seiner Regierung in kaiserlichen Diensten in den Niederlanden oder als Schiedsrichter bei Fürsterversammlungen tätig war, hat die Ratsherren seiner Städte, insonderheit die in Pforzheim, durch Vermittlung des humanistisch gebildeten Kanzlers Hieronymus Veus zu einer Mitverantwortung über die Geschicke des Landes und der Stadt veranlaßt. 1512 treten in Pforzheim zum erstenmal Stände auf, die gegen die geplante Landesteilung protestieren und wie anderswo über ihre Pflichten für das Lösegeld eines gefangenen Landesherrn und die Prinzessinnenmitgift berieten. Sie haben freilich – auch nachher im Jahrzehnt der Reformation – im Unterschied zu ihren württembergischen Kollegen nicht viel Einfluß gehabt und nichts verhindern können. 1668, im Zeitalter des Vollabsolutismus sind sie ganz verschwunden.

Indessen: die Stadt wurde in den Anfängen des Humanismus und der Reformation, doch nicht ganz aus der Initiative Christophs und seiner Ratgeber, eine Zeitlang ein Hauptort der humanistischen Bildung und Wissenschaften, „honor artificum fabricatrix“, wie ihr größter Sohn Johannes Reuchlin sie nannte. Doch nicht ganz ohne städtische Mit- und Beihilfe, denn die erste Lateinschule war eine Gründung der Stadt und nicht des Landesherrn. Die vielen Württemberger, die aus dem nahen Reichsstädtlein Weil, aus Leonberg oder Heimsheim im 15. Jahrhundert eingewandert waren, forderten für ihre Kinder, wie sie es gewohnt waren, den Lateinunterricht. Aus dieser städtischen Schule ging die erste hochberühmte Generation der Humanisten und Staatsmänner hervor: Reuchlin, Adam Frey (badischer Kanzler), Nikolaus Gerbel und Wolfgang Capito aus Hagenau.

Um 1500 erreicht sie ihre Blütezeit mit dem Einzug des Humanismus: Georg Simler aus Wimpfen, Johannes Hildebrand aus Schwetzingen (1510 in Tübingen) und Simlers Schüler Melanchthon aus Bretten (als

17jähriger berufen nach Tübingen 1511). Diese Koryphäen des Humanismus folgten dem großen Reuchlin, der in württ. Ratsdienste gegangen war. Bis 1524 war Hans Knoder Lehrer dort, der später Kanzler im württ. Mömpelgard wurde. Pforzheimer Lateinschüler waren auch Kaspar Hedio aus Ettlingen, der spätere Reformator Straßburgs, Franciscus Irenicus (Ettlingen) und der Kanzler des Markgrafen Philipp Hieronymus Veus, einer der besten fürstlichen Räte seiner Zeit.

An Württembergern seien noch genannt: der Hofprediger Konrad Oettinger, der aus Ottingen stammende Tübinger Jurist Johannes König, der Geograph Sebastian Münster, der 1515 vom Franziskanerkloster nach Tübingen ging und Schüler Konrad Pellicans war. Aber auch umgekehrt gingen manche der württ. Ehrbarkeit, die von dem bösatigen und jungen Herzog Ulrich verfolgt wurden (siehe Hinrichtungen von 1516), wenn nicht nach Österreich oder nach Luxemburg, wo der badische Markgraf Besitzungen wegen seines Kriegsdienstes beim Kaiser erhalten hatte, nach Pforzheim. Hier ist der württ. Leibarzt mit Hausfrau Hans Widmann gestorben, der Schwiegersohn des 1516 gestürzten herzogl. Kanzlers Gregor Lamparter. Gleichfalls mit Meistern des Humanismus war das Michaelstift in der Schloßkirche besetzt.

Die Blütezeit der Humanistenschule dauerte nur so lange, als sie den benachbarten hohen Schulen Straßburg, Tübingen und eine Zeitlang auch Heidelberg Schüler lieferte. Sie mußte verwelken, als die Zeiten sich beruhigt hatten und als die Schule in Durlach als Gymnasium illustre die gestiftete Ausbildungsstätte für die untere Markgrafschaft und das Markgräflerland geworden ist.

Noch in der Absicht, Pforzheim als Dauerresidenz zu halten, begannen die Stadtherren um 1530 die alte Burg durch ein „Neues Schloß“ hangabwärts zu erweitern. Das neue Schloß stand am seither leeren westlichen Burgplatz, brannte im Franzoseneinfall um 1689 ab (im 18. Jahrh. stand hier ein großer Speicher). Man sieht es noch auf dem Merianstich mit dem stattlichen „alten Gebäu“, Fruchthaus und Marstall, die im 19. Jahrhundert samt dem schon früher abgebrochenen Bergfrit völlig verschwanden. Als letztes profanes Bauwerk des Schloßbezirks überstand die Bombardierung 1945 der alte Archivturm. Die Frage wurde akut, soll Pforzheim nur eine Teilresidenz sein nach den Hausgesetzen, die seit Bernhard gelten, und in denen beide Markgrafschaften, wenn auch geteilt, unter die älteren Brüder ein Ganzes darstellen, oder soll die Stadt eine selbständige Resi-

denz sein und der Teil, die untere Markgrafschaft, ein selbständiges Ganzes. Das zweite Motiv hängt mit den Entscheidungen der Fürsten in bezug auf die lutherische Lehre zusammen. Die erste Frage war mit dem Tod von Markgraf Philipp 1533 zugunsten einer selbständigen Markgrafschaft mit Residenz Pforzheim entschieden. Philipps Nachfolger, sein Sohn Ernst, brachte sein Erbe, das Markgräflerland, hinzu und zog von Sulzburg nach Pforzheim. Er wurde der Begründer der Linie Baden-Pforzheim, später Durlach. Der andere Sohn Bernhard erhielt die obere Markgrafschaft. Damit hörte das Bernhardinische Hausgesetz auf, gültig zu sein, und gehörte bis 1771 der Geschichte an.

Die Vorgänge der Reformation bewirkten, daß Baden-Baden und Pforzheim verschiedene Wege gingen und ganz verschiedene Entwicklungen nahmen. Der Christoph-Sohn Philipp war ganz im humanistischen Denken und Handeln aufgewachsen und erzogen worden. Er leistete darum städtischen Predigern – aus der Schule Reuchlins und Melancthons – Widerstand, wenn sie etwa wie der Johannes Schwebel in der Spitalkirche ihre Predigt mit lutherischen Gedanken füllten. Abgeordnete der Zünfte und Ratsherren petitierten für eine mäßige Reform der kirchlichen Zustände, angeregt von Ulrich von Hutten, der um 1520 seine antipapistischen Kampfrufe nicht ohne Echo in der Stadt erschallen ließ. Auch in Pforzheim wie in den benachbarten Reichsstädten im Württembergischen waren es eifrige Prediger (Johannes Unger vom Michaelskollegiat), die gewisse innerreligiöse Reformen erzwarren, wie die Eheerlaubnis, die deutsche Messe, den deutschen Gesang, die Renitenz gegen den Heiligenkult und das Prozessionswesen und schließlich die deutsche Taufe und den Laienkelch. Auch Markgraf Ernst verhielt sich wie sein Vater nur duldend zu den Neuerungen – Zunftabstimmungen wurden verboten – er selbst demonstrierte die Zugehörigkeit zum alten Glauben und dem Meßgottesdienst in alter Anhänglichkeit an das Haus Habsburg. Sein Schreiber Sastrow schildert die kirchlichen Zustände als „schwebend zwischen alter und neuer Lehre“, und ganz im Sinne einer Interimsreligion, wie sie vom Kaiser nach der Niederlage der Schmalkaldener angeordnet wurde. 1553 ist Ernst gestorben. Seine Tumba in der neuen Grablege unter der zweigeschossigen Sakristei zu St. Michael ist ein prächtiges Renaissancedokument und zeigt das fürstliche Paar, umgeben von den Wappen seiner ritterlichen Lehensleute. Der Hersteller soll nach einer Überlieferung Christoph von Urach sein, dessen Wirken auch in Baden-Baden bezeugt ist. Sein Sohn

Karl indessen gehörte der zweiten Generation der Reformationszeit an. Die neue Lehre hatte fast alle Fürstentümer des Reiches erobert. Die Erbprinzen heirateten protestantische Prinzessinnen; sie waren überzeugt, daß der Neue Glaube der wahre christliche Glaube ist. Karls Gemahlin Kunigunde von Brandenburg-Bayreuth – auch der Herzog Christoph von Württemberg hatte eine protestantische Gemahlin aus Bayreuth – bestimmte nicht unwesentlich die Konfessionalisierungsarbeit ihres Gatten. Nachdem der Augsburger Religionsfriede 1555 die Parität beider Konfessionen reichsrechtlich festgelegt hatte, führte Karl im Gleichklang und unter ständiger Beratung mit Herzog Christoph den neuen Glauben ein mit einer fürstlichen Kirchenordnung, deren Hauptteil der Gottesdienst, das synodale Kirchenregiment, die Visitationen und die Ablehnung des Bildersturmes sind, ferner die Umwandlung der begüterten Klöster in Schulen und Spitäler. Wie in Württemberg blieb das Kirchengut beisammen und diente dazu, die Schulen zu unterhalten.

In Pforzheim leisteten lediglich die Dominikanerinnen Widerstand. Den Hauptanteil leisteten württembergische Prediger, die Herzog Christoph von Stuttgart aus nach Pforzheim beordnete: Jakob Andreae und Johannes Heerbrand, die mit den Markgrafen zusammen die Visitationen durchführten und die Kirchenordnung gleichzeitig mit der württembergischen im lutherischen Stil, was das Bekenntnis anlangt, aufsetzten, die der Markgraf in Druck gab und an die Amtsstädte schickte. Sie zogen einen Stamm von lutherischen Predigern heran, deren Glaube sich dann einige Jahrzehnte später in der Auseinandersetzung mit dem calvinistisch gesinnten Markgrafen Ernst bewähren sollte. Ernst Friedrichs Aktion, zwangsweise und mit militärischer Gewalt 1604 den Calvinismus in Pforzheim durchzusetzen, mißlang, nicht zuletzt auch deshalb, weil den Markgrafen ein früher Tod ereilte. Als nach der Besetzung Südwestdeutschlands durch kaiserliche Truppen (1634–1638) die Mönche wieder in Pforzheims Klöster einzogen, nahmen die Bewohner davon keine Notiz. Die Kirchen blieben leer, die Kinder wurden in den württembergischen Orten im Hagenschießbereich getauft.

Karl war im Unterschied zu seinem sparsamen Vater ein festfreudiger Renaissancefürst. Er liebte Jagd und höfisches Vergnügen. Seine Residenz sollte das erfahren trotz der Einwände der Stände. Zu dem großen Schießen auf den Enzwiesen im Herbst 1561 hatte er alles eingeladen, was im „Römischen Reich“ Sitz und Stimme hatte, und sogar das katholische „Ostereych“ im Breisgau. Das Büchschenschießen, eine

Modernisierung des alten Armbrustschießens, galt der derben und die Komödie und den Meistersingersang liebenden Zeit als eine Art Fortsetzung der mittelalterlichen Turniere unter Beteiligung von kundigen Schützen, die für ihre Herren und Städte Fahnen und Ochsen und Lederbeutel (Säkel) erschießen konnten. Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß die Weingärtnerzunft am leistungsfähigsten war, daß Pforzheims südliche Enztalhänge noch in jener Zeit Reben in großem Ausmaß getragen haben. Der Wein war sogar Exportartikel. Ein Weiteres zeigen die Berichte über die Schießfeste: die enge Verbindung mit den elsässischen Städten wie Straßburg und Kolmar, die in der Reformationszeit noch enger wurden, was die Berufungen von Pforzheimer Humanisten nach Straßburg oder ins Elsaß und die Kommunikation der Dominikaner und der Markgrafen mit Straßburg beweisen.

Vielleicht dürfen wir in dem traditionellen Zug der Landesherrn nach Westen in das geräumigere und kulturell fortgeschrittenere Rheingebiet die letzte Ursache dafür finden, daß Karl sich entschloß, das an seiner Ostgrenze gelegene Pforzheim zu verlassen und sich in Durlach einen neuen Hof zu schaffen, da sich im riesigen Hardtwald auch bessere Jagdgründe anboten (nach den Bauernunruhen haben die Markgrafen das zerstörte Kloster Gottesaue als Jagdschloß aufgebaut). Und dieses Hinaustreten in den reicheren Westraum war verbunden mit einer Ablösung der Orientierung gegen Osten.

Württemberg hatte sich von 1240 bis 1450 fast ausschließlich von Stuttgart aus gegen Norden orientiert und die verarmten Grafschaften der Calwer (Vaihingen) und der Pfalzgrafen von Tübingen (Asperg) sich durch Kauf erworben. Gegen Westen drang Württemberg ins Nagoldtal vor und stieß hier auf die badischen Herrschaften Altensteig und Liebenzell. Gegen die Dienstmannen der Hohenberger, Calwer und Pfalzgrafen hatte es sich im Enz-, Neckar- und Bottwartal durchgesetzt. Baden hatte bereits im 14. Jahrhundert seine Stiftergebiete um Backnang und die Burg Reichenberg verloren. Die Pfalz hatte nach der unglücklichen Fehde Mundelsheim und Besigheim annektiert, die zwar Herzog Ulrich 1504 für Württemberg wiedereroberte, aber dann doch nicht halten konnte, als die Österreicher unter König Ferdinand die neuen württembergischen Landesherrn wurden. 1529 wurden Besigheim und Mundelsheim wieder an die katholischen Markgrafen zurückgegeben. Indessen hatten die Markgrafen auch im Streit um die Vogteirechte des wichtigsten Klosters Herrenalb vor dem stärkeren Zugreifen Württembergs weichen müssen.

So sah der Reformationsmarkgraf Karl die Zeit für gekommen, die im Württembergischen liegenden badischen Positionen im Alb- und Nagoldtal aufzugeben. Dazu kam ein durch die Reformation bedingtes gesteigertes Geldbedürfnis, das den Nachfolgemarkgraf durch seinen Zug in die obere Markgrafschaft, die er calvinistisch machen wollte, zwang, Besigheim, Mundelsheim, Altensteig und Liebenzell an Herzog Friedrich von Württemberg um gutes

Geld zu verkaufen. Seit 1600 ist Pforzheim gegen Württemberg hin verlassene Grenzstadt. Die politisch-rechtlichen Verhältnisse, die durch termingebundene Verpfändungen stets in Schweben waren, sind durch den endgültigen Kauf nun staatsrechtlich geklärt worden. Für Karls Zug nach Durlach mag auch die zweite Gemahlin Anna von Pfalz-Veldenz (im heutigen Landkreis Trier) mitbestimmend gewesen sein.

Offene Fragen um Hochrhein und Bodensee

Fünfter Lagebericht von Otto Feucht

Allerlei Fragen drängen sich auf, Unklarheiten, die der Klärung harren. Zunächst die Frage: Was will und soll heute noch die Schiffbarmachung des Hochrheins?

Nach dem deutsch-schweizerischen Vertrag vom 28. 3. 1929¹ sind sich beide Regierungen darüber einig, daß die Ausführung des Großschiffahrtsweges von Basel bis zum Bodensee zu erstreben ist, *sobald* die wirtschaftlichen Verhältnisse die Ausführung des Unternehmens möglich erscheinen lassen². Ob dieser Zeitpunkt heute gekommen ist, darüber gehen die Meinungen auseinander, die Verkehrsfachleute von Stuttgart und Freiburg haben die Frage ausdrücklich verneint (siehe Lagebericht 2!), angesichts der Wandlung im Transportwesen infolge der Verdrängung der Kohle durch Öl, Erdgas usw., wie infolge weitgehender Abwanderung des Lastverkehrs auf die Straße und in die Luft. So zeigt sich denn heute immer deutlicher als Sinn und Zweck der Schiffbarmachung nicht mehr die Transporterleichterung wie vor 30 Jahren, sondern die Schaffung eines *neuen Industriegebietes*, nicht etwa lediglich von Zusatzindustrie für die ansässige Bevölkerung, die angeblich von Landwirtschaft und Fremdenverkehr nicht leben kann, obwohl sie dies bisher getan hat und heute noch tut, sondern es soll ausdrücklich eine *Schwerindustrie* begründet und ausgebaut werden³! Aber wo sind denn die Rohstoffe, die nach alter Auffassung Voraussetzung für eine Schwerindustrie sein müßten? Und wo sind denn die Arbeitslosen, denen Beschäftigung geschaffen werden müßte? Beides, Rohstoffe und Arbeitskräfte, müßten doch erst von auswärts herbeigeschafft werden! Wollte man etwa die Bodenvirtschaft der letzten Kräfte berauben, so würde das doch entfernt nicht ausreichen für eine Großindustrie! Wenn aber die Arbeiter von auswärts, vom Ausland, herbeigeschafft werden, so müssen sie auch angesiedelt werden, und die Kosten, die daraus zwangsläufig den Gemeinden erwachsen, müßten die erhofften Mehreinnahmen an Steuergeldern doch wohl restlos aufzehren!

Diese Fragen bedürfen dringend einer Klärung durch unparteiische Sachkenner! Man überlege sich doch, auf welcher Seite denn eigentlich ein Bedürfnis nach Schwerindustrie besteht? Liegt es wirklich „in weit höherem gesamtwirtschaftlichen Interesse, daß die nur in bescheidenem Ausmaß vorhandene Schwerindustrie neue Impulse erhält“.² Daß „einem neu erschlossenen Wasserweg die Kraft innewohnt, die vorhandene Wirtschaft des Einzugsgebietes in entscheidendem Maße zu beeinflussen“, das war früher zweifellos die Regel, aber muß dies auch heute noch stimmen? Und liegt es wirklich im gesamtwirtschaftlichen Interesse, wenn die Gesunderhaltung des Wassers der Landschaft, der Bevölkerung, der ansässigen und der erholungsuchenden, gar nichts mehr gilt? Soll der Mensch heute tatsächlich gar nichts mehr gelten gegenüber der „Wirtschaft“? die doch ihm helfen soll und nicht Selbstzweck sein darf! – Der Bundeswirtschaftsminister hat es ausgesprochen:³ „Das sind die Feinde des deutschen Volkes, die seinen bequemen Neigungen entgegenkommen . . ., um der Gunst des Augenblicks willen das Glück und die Zukunft derer, die nach uns kommen, aufs Spiel zu setzen“.

Die Kanalfreunde klagen über die maßlosen Übertreibungen von Seiten ihrer Gegner, die sogar behaupten, der Rheinfluss werde trocken gelegt. Zweifellos wäre das eine unberechtigte Übertreibung, aber ist es nicht auch eine Übertreibung, wenn uns gesagt wird, der Seitenkanal entziehe dem Rhein „nicht einmal ein Prozent des Wassers?“ Auch diese Frage, die sich jedem aufdrängt, bedarf der Klärung!

Wenn der Rheinschiffahrtsverband erklärt, der heutige Stand der Technik erlaube zuverlässig, eine Verölung des Wassers durch die Schifffahrt zu verhindern, und das neue Gesetz zur Reinhaltung der Bundeswasserstraßen ermögliche wirkungsvolle wasserpolizeiliche Maßnahmen, um ein leichtfertiges Verschmutzen des Wassers zu unterbinden, so wäre dazu zu bemerken, daß nach allen bis-

herigen Erfahrungen es nicht so sehr auf das Gesetz ankommt, als auf dessen Ausführung. Innenminister Dr. Filbinger hat die Notwendigkeit einer Ergänzung des Wassergesetzes ausdrücklich erkannt⁵.

Die Gefährdung des Hochrheins und seines Wassers beruht aber nicht allein auf der Steigerung des Schiffsverkehrs, sie entsteht vielmehr zwangsläufig durch die Folgen der erstrebten Industrialisierung, der verstärkten Ansiedlung und damit der verstärkten Verschmutzung durch Abwasser. Auch für den Bodensee selbst liegt die Gefahr zum kleinsten Teil in der Schifffahrt unmittelbar, zum weitaus größten Teil, aber keineswegs allein, wie der Schiffsverkehrsverband meint⁴, an den fehlenden Kläranlagen, welche zur Reinhaltung der Zuflüsse des Sees dringend erforderlich sind. Der Bau dieser Kläranlagen, die auch ohne Hochrheinschifffahrt notwendig wären, wird von der Verwaltung und der Wirtschaft des Gebietes mit aller Energie angestrebt⁶. In dieser Hinsicht besteht also auf beiden Seiten erfreuliche Übereinstimmung, und man sollte meinen, der Verband könne Verständnis für die Forderung aufbringen, *alle verfügbaren Mittel und Kräfte für diese vordringliche und lebenswichtige Aufgabe einzusetzen*, und, solange sie nicht einwandfrei gelöst ist, alles andere zurückzustellen, auch den Ausbau des Hochrheins! *Wenn es jetzt nicht gelingt, dem Notstand abzuweichen, solange die Hochkonjunktur noch anhält, wie soll das dann in kommenden schlechteren Zeiten möglich werden?*

Der Verband der deutschen Gas- und Wasserwerke hat erklärt:⁶ 1,66 Millionen Kubikmeter Industrieabwässer strömen täglich in die Flüsse und Bäche der Bundesrepublik . . .

Nach einer Zusammenstellung des Bundeswirtschaftsministeriums hat die gesamte Industrie von 1955 bis 1958 trotz der für derartige Investitionen geltenden Steuerbegünstigungen nur 165 Millionen DM für die Abwasserreinigung aufgebracht, das sind 0,4 Prozent der Bruttoeinlage-Investitionen der Industrie!

Es sei sehr zu bedauern, sagt der Schiffsverkehrsverband⁴, daß der Naturschutz nicht mit Wirtschaft und Verwaltung des Hochrhein-Bodenseeraumes zusammenarbeite. Könnte das ein Zeichen dafür sein, daß der Verband sich seiner Sache nicht mehr so ganz sicher fühlt?

Von wem und wann ist denn „der Naturschutz“ zu einer Zusammenarbeit aufgefordert worden? Und müßte eine solche angesichts des schroffen Gegensatzes nicht reichlich fragwürdig sein? Wie kann es eine Zusammenarbeit geben, wenn es klar um ein „Entweder-oder“ geht?

Daß die Landesregierung die Reinigung und Reinhaltung des Sees mit allem Nachdruck voranzutreiben sucht, ist bekannt. Die Schwierigkeiten sind freilich dadurch noch größer geworden, daß Österreich sich der Zusammenarbeit entzogen hat und sich in keiner Weise verpflichten will!⁷ In ganz besonderem Maße ist der Zweckverband *Bodenseewasserversorgung* an der Frage beteiligt. Man hört sagen, er sei in seinen Entschlüssen nicht frei. Die Urkunde über die wasserpolizeiliche Verleihung des

Rechts zur Wasserentnahme aus dem See sagt hierzu:⁸ „Die Verleihung begründet kein Recht auf Zufluß von Wasser bestimmter Beschaffenheit, insbesondere auch nicht darauf, daß Abwassereinleiten im Interesse des Zweckverbandes zusätzliche Reinhaltungsmaßnahmen auferlegt werden. Die Verleihung begründet auch kein Recht des Zweckverbandes, der Schiffbarmachung des Hochrheins zu widersprechen.“ Das besagt, daß der Zweckverband sich bei einer Einsprache nicht auf die Verleihungsurkunde stützen kann. Es besagt aber ganz und gar nicht, daß er sich widerspruchslos alles gefallen zu lassen braucht, was seinem Zweck und Sinn entgegensteht, es schließt keineswegs aus, daß der Zweckverband zu gegebener Zeit im übergeordneten Interesse der öffentlichen Wasserversorgung des Landes und mit Rücksicht darauf, daß die Investierung von 215 000 000 DM ja nicht nutzlos erfolgt sein darf, die Pflicht hat, an der Verhinderung von Schäden tatkräftig mitzuwirken, die durch eine gefährliche Verunreinigung des Bodenseewassers für die Wasserversorgung mehrerer Millionen Menschen eintreten könnten! Das gilt auch für die Städte St. Gallen und Überlingen, die seit Jahren ebenfalls Trinkwasser aus dem See gewinnen. Von den anderen Gesichtspunkten, die das ganze Land berühren sei hier abgesehen, wie z. B. die Erhaltung der Bademöglichkeit oder der Erhaltung der wirtschaftlich wertvollen Fischerei.

„Der See darf keinesfalls draufgehen!“⁹ Müßten diesem Wort unseres Ministerpräsidenten nicht Regierung und Landtag, nicht das ganze Volk, ganz Baden-Württemberg aus vollem Herzen zustimmen?

Der Verband der deutschen Gebirgs- und Wandervereine hat die Fragen, um die es geht, in seinem Anruf an die Mitglieder des Verkehrsausschusses im Bundestag dargelegt und kurz zusammengefaßt¹⁰: „Wird der Bodensee weiterhin der Versorgung einer Millionenbevölkerung mit Trinkwasser dienen können, wenn er Binnenhafen der Großschifffahrt und Mittelpunkt einer Industrielandschaft geworden ist? Wird in einer künftigen Industrielandschaft noch genügend Raum für einen lebens- und entwicklungsfähigen Garten-, Obst- und Weinbau bleiben können? Der Bodensee ist unser einziges größeres Erholungsgebiet mit Wasser, er ist Allgemeingut und darf nicht industriellen oder materiellen Interessen geopfert werden . . . Es geht hier nicht nur um eine Wasserstraße, sondern um eine ganze Landschaft und das Leben der Menschen in ihr!“

¹ Reichsgesetzblatt II 1930, Seite 724. – ² K. A. Walter, Vom Meer zum Bodensee. Verlag A. Walter, Olten 1957. – ³ Erhard: Die wahren Feinde des deutschen Volkes. Frankfurter Allg. Ztg. 27. 8. 60. – ⁴ Der Hochrhinausbau gefährdet den Bodensee nicht! Südkurier 11. 8. 60. – ⁵ Stuttgarter Ztg. 2. 8. 60 Nr. 175. – ⁶ Frankfurter Allg. Ztg. 2. 9. 60 Nr. 205. – ⁷ Feucht, Es wächst die Sorge um den Bodensee. Stuttgarter Ztg. 2. 8. 60 Nr. 175. – ⁸ Nach freundl. Auskunft des Verbandsvorsitzenden, OB Dr. Klett. – ⁹ Stuttgarter Ztg. 21. 7. 60. – ¹⁰ Monatschrift „Natur und Mensch“, Juli 1960.

Sklavenmarkt in Oberschwaben

Erinnerung an die einstigen Tiroler Hütেকinder

Von Rudolf Autenrieth

„Heut' ist Simon und Juda, da rast der See und will sein Opfer haben“, so läßt Schiller gleich zu Beginn des „Wilhelm Tell“ einen Fischer sagen. Auch für die Tiroler Hütেকinder, die einst in Oberschwaben, fern der Heimat, einen Frühling, Sommer und Herbst lang bei einem Bauern dienten, war Simon und Juda ein denkwürdiger, aber freudiger Tag, der Tag der Rückkehr in die Heimat. Wieder versammelten sie sich in Friedrichshafen, Waldsee, Wangen, Tett nang oder Ravensburg, um von ihrem Führer in Empfang genommen zu werden, der sie einst an Josefi (am 19. März) hierher geleitet hatte. Noch jung an Jahren – oft schon vom 10. Lebensjahr an – waren sie, die in Tirol und Vorarlberg aufgewachsen waren, durch die Armut ihrer Eltern gezwungen, ihr Brot in der Fremde zu verdienen, und da die oberschwäbischen Bauern die Tiroler Kinder für leichtere Feld- und Stallarbeit, fürs Viehhüten und für die Arbeit im Haus benötigten, oft ohne Schuhe und Strümpfe, nach dem Nachbarland aufgebrochen. Von einer Statue des heiligen Christophorus im Kirchlein auf dem Arlberg hatten sie einen Splitter als Talisman gegen Heimweh mitgenommen und bei ihm ihr Abschiedsgebet verrichtet. Bitter war der Marsch, denn um den Arlberg liegt um die genannten Zeiten Schnee.

Begegnung mit dem fremden Brotscherrn

Da waren sie nun am Ziel ihrer Reise, und die fremden Brotscherrn besahen sich die Ankömmlinge. Auf einer alten Lithographie von Bayer, betitelt „Sklavenmarkt in Oberschwaben“, ist der Vorgang der Verdingung in anschaulicher Weise dargestellt. Die kleinen Tiroler und Tirolerinnen stehen mit prallen Rucksäcken (dem sogenannten „Schnerfer“) versehen, in Gruppen vor ihren neuen Brotscherrn, die – mit Pfeifen im Mund – ihre Wahl treffen; aber auch die jungen Tiroler schmauchen schon ihre Pfeifen, einige haben sich's bequem gemacht und liegen auf ihren gefüllten Säcken auf dem Boden, einer – im Vordergrund rechts – bäuchlings. Ein Pärchen – Bub und Mäd el – fahren eben mit dem Bauern und seiner Frau im Wagen ab. Dies war das Bild, wie es sich am Josefstag, bei der Ankunft, bot. An Simon und Juda mögen die bei der Ankunft oft ängstlichen Kinder fröhlicher gewesen sein. Jetzt ging's wieder heimwärts. Sie hatten ihren Lohn (der zwischen 50 und 250 Mark schwankte) erhalten, dazu ein doppeltes „Häs“ (einen Sonntags- und Werktagsanzug), einen neuen Hut und neue Stiefel nach den vereinbarten Bedingungen.

Die Märkte, auf denen die Tiroler Hütেকinder ihre Arbeitskraft anboten, waren – namentlich in den Anfangszeiten, aber auch noch zu Beginn unseres Jahrhunderts – einer Kritik ausgesetzt. Ob dies wohl mit Recht? Wer Land und Leute kennt, weiß, daß Arbeitgeber nicht alle Engel sind, aber schlechte Behandlung und andere Auswüchse waren doch selten. Gleichwohl war es zu begrüßen, daß der 1891 durch Venerand Schöpf in Schnann, der selbst früher ein Hütেকind war, ins Leben gerufene Hütেকinderverein seine Fürsorge über allem walten ließ, daß die Kinder von Landeck an mit der Bahn und dann mit einem Sonderschiff auf dem Bodensee befördert wurden, daß zuverlässige Begleiter, meist Geistliche, ihnen mitgegeben wurden. Sie erhielten eine Meldekarte, die dem Ortsgeistlichen übergeben wurde, der seine Eintragung über das Verhalten des Kindes machte. Bauern, die sich gegen die Kinder etwas zuschulden kommen ließen, wurden in ein „schwarzes Buch“ eingetragen und durften keine Kinder mehr einstellen. Ein Geistlicher von Landeck bereiste mit einem Rad in der Arbeitszeit sämtliche Gemeinden (es waren bis zu 70), in denen Kinder verdingt waren und brachte Grüße von daheim. So wurde auf Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein wachsames Auge gerichtet. Während fünf Jahren gab es etwa 40 Beanstandungen. Prozesse wegen vorenthaltenen oder verkürzten Lohnes mußten in der Hälfte der Fälle geführt werden.

Es wurden ihrer immer weniger

Die Zahl der Hütেকinder nahm ständig ab. Während 1892 noch 400 gezählt wurden, waren es 1912 nur noch 160. Ein Mißstand war, daß für die Kinder in Württemberg, Bayern und Hohenzollern keine Schulpflicht bestand (im Gegensatz zu Baden), sie also nur den dritten Teil des Jahres zur Schule gingen. Doch wurden gute Schulleistungen sowie eine gute Sittennote und das zurückgelegte 11. Lebensjahr zur Voraussetzung einer Zulassung. Die Ankunft der Kinder wurde in den Tageszeitungen vorher bekanntgegeben.

Schließlich verschwanden die Verdingungen der Tiroler Hütেকinder ganz. In Friedrichshafen hielt der Markt sich am längsten. Der Anfangstermin ist umstritten. Sicher ist, daß die Kinder das ganze 19. Jahrhundert hindurch kamen. Dem Verschwinden dieser sozialen Notlage wird niemand eine Träne nachweinen, am allerwenigsten die Kinder, doch mag es angebracht sein, an Simon und Juda wieder einmal des einstigen Verdingungsvorganges zu gedenken.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Maulbronner Tage

Bei keiner der bisherigen Ferienwochen trat das, was man den „genius loci“ nennen könnte, so sehr in Erscheinung wie in Maulbronn. Es erfüllte sich darin, was der Vorsitzende, Oberbaurat i. R. W. Kittel, bei der Begrüßung über den landschaftlich und örtlich bedingten Charakter einer jeden Ferienwoche gesagt hatte, in besonderer Weise. Und auch die Worte von Herrn Landrat Dr. Kuhnle über die „Arbeit hinter den Klostermauern mit starker Wirkung nach außen“ werden manchem Teilnehmer im Gedächtnis geblieben sein.

Am wichtigsten war wohl dabei die Gegenwart eines hochorganisierten gottesstaatlichen Gebildes von strengstem Ordnungscharakter im Baudenkmal des Klosters: Vorbild eines gemeinsamen Lebens, dessen Gesetze sich in der Architektur widerspiegeln. In dieser Gestalt ist Maulbronn, durch Jahrhunderte hindurch, der umgebenden Welt entgegengetreten, auch nachdem das Kloster 1556 in eine Klosterschule verwandelt worden war. Ephorus D. Fausel hat in seinem Führer durch Kloster und Klosterschule mit Recht auf die Zusammenhänge zwischen beiden hingewiesen, die sich beispielsweise darin äußerten, daß der Klosterbesitz nicht Staatsgut wurde, wie oft angenommen wird, sondern unter Herzog Christoph als ausgeprägten Vertreter der „christlichen Obrigkeit“ des Protestantismus als kirchliches Eigentum einer verwandten Zweckbestimmung diente.

In diesem Sinne war die Ferienwoche 1960 dem Thema „Maulbronn“ gewidmet. Nicht zuletzt darin mag die Rechtfertigung für den ev. Oberkirchenrat und den Hausherrn, Ephorus D. Fausel, enthalten sein, die dem Schwäbischen Heimatbund die Räume des Ev. theol. Seminars für die Dauer der Veranstaltung zur Verfügung stellten, so daß das Kloster den Teilnehmern Heim war. Durch ein besonderes Entgegenkommen des Hochbauamtes Heilbronn war es zudem möglich geworden, diesen den Zutritt zum Kreuzgang und den anschließenden Räumen, samt der Kirche, zu jeder Tages- und Nachtzeit zu gewähren. Auch Herr Bürgermeister Lägler hatte zum guten Gelingen wesentlich beigetragen, indem er um angemessene Unterbringung anderer Teilnehmer in der Klosterstadt besorgt war.

Es sei erlaubt, sich im folgenden nicht an die zeitliche Reihenfolge der Veranstaltungen zu halten, sondern systematisch vorzugehen. Von grundlegender Bedeutung war der Vortrag von P. Columban Spahr über den Zisterzienserorden. Der Anfang desselben liegt in einer kleinen Gruppe reformatorisch gesinnter Mönche unter Führung von Abt Robert, des Gründers von Molesme, das von diesem verlassen wird, bis er schließlich 1098 in der Einöde von Citeaux das klösterliche Leben neu organisiert, dessen erstes klösterliches Brauchtum sich bezeichnenderweise nicht von Cluny beeinflusst zeigt, sondern von St. Michel, wo Abt Robert gewirkt hatte. Der innere Aufbau ist dem Nachfolger von Abt Robert zu verdanken, dem hl. Alberich (1099–1109). Er soll die ersten Satzungen verfaßt und den grauen oder weißen Habit mit schwarzem Skapulier statt der schwarzen Benediktinerkutte eingeführt haben. Die erste Kirche von Citeaux wurde 1106 geweiht. Für die weitere Entwicklung wurde Abt Stephan Harding, Angelsachse von Geburt, wichtig. Erst 1112 erbittet der hl. Bernhard von Clairvaux die Aufnahme, der durch sein persönliches Vorbild und seine inspirierte Beredsamkeit für die Zukunft des Ordens von entscheidender Bedeutung wurde. Die ersten Tochtergründungen setzten kurz danach ein: La Ferté 1113, 1114 Pontigny, 1115 – unter der Führung des fünfundzwanzigjährigen Bernhard-Clairvaux, im gleichen Jahr Morimond. Die 1114 verfaßte „Carta caritatis primitiva“ des hl. Stephan Harding, ausgebaut in der „Summa cartae caritatis“ und späteren erweiterten Ausgaben, nicht zu vergessen das „Exordium parvum“ legen Inhalte und Formen des Ordenslebens fest. Zentral tritt dabei das Gebot der Befolgung der „regula pura“ oder „integra regula“ des hl. Benedikt hervor und in dieser Verbindung die Forderung des „rectissima via sacrae regulae“. Es geht somit um eine dem Geist nach völlig getreue, nicht nur buchstäbliche, Befolgung der Regel des hl. Benediktus, und zwar nach Seele, Geist und Leib: im opus dei – dem Gebet – in der lectio divina – der Lehre – und dem labor manuum – der Arbeit –. Auf dieser Grundlage wird eine harmonische

Bildung des Menschen angestrebt. An erster Stelle steht dabei das Gebet, das von allem „Zopf“ befreit werden sowie kurz und häufig sein soll (*oratio brevis sed frequenter*). Auch das Gotteslob im Chorgebet soll äußerlich schlicht und innerlich sein. Alles, was echt ist (im Sinne einer quellenbewußten „*authenticitas*“) soll bleiben; vieles wurde unter dem Protest der älteren Generation – und dies bedeutet der cluniazensisch gesinnten Benediktiner – abgeschafft. Man muß es den Zisterziensern lassen, daß sie ein Gespür für textkritische Forschungen besaßen. Zwei Mönche mußten beispielsweise die ambrosianischen Hymnen in Mailand kopieren, weitere Mönche wurden nach Metz abgeordnet, um die Liturgie karolingischer Zeit, vor allem hinsichtlich des Choral, zu studieren. Der hl. Bernhard selbst wurde von Stephan Harding mit der Redaktion der Metzger Choraltexte beauftragt, wobei dieser ehemalige Chorherren zuzog. So kommt es zu einer eigenen Choraltradition, welche sich auf die Forderung betonter Einfachheit (*simplicitas*) gründet. In all dem begegnet uns eine wohlüberlegte, durchdachte heilige Sachlichkeit in Verfolgung des kultisch-liturgischen Zweckes. Dies gilt auch für die bildende Kunst, deren Formen bei rückständig wirkender Einfachheit von Strenge und großer Kraft sind. Die damit zusammenhängenden Formulierungen des hl. Bernhard sind bekannt.

Die *lectio divina* geht von der Lesung der Bibel aus. Auch hier ging Stephan Harding auf die Quellen zurück: er setzte sich mit Rabbinern von Troyes in Verbindung und ließ danach die *editio romana* der Bibel mit dem Schabmesser radieren und verbessern: mutet dies nicht recht „reformatorisch“ an?! Große Pflege widmete man den Bibelauslegungen, so der Kirchenväter – der Vortragende wies in diesem Zusammenhang auf deren Bildnisse in den Schlußsteinen des Oratoriums, in dem man sich, wie bei allen Vorträgen, befand –. Bernhard verfehlte auch nicht, etwa zu bemerken: „Gebt acht auf den schiefen Origines!“ (Erläuterungen des von Zisterziensern in Zusammenhang mit der geistlichen Marienminne gerne gelesenen Hohenlieds). Aus der *lectio* schließlich kommt die *oratio*: das betrachtende Gebet. Bekannt ist der Ausdruck des hl. Bernhard, man solle das Wort wiederkauen (wörtlich: hervorrülpfen). Aus der *oratio* fließt als besondere Form der Andacht das Psalmenbeten der Mönche. Keiner wurde zum Gelübde zugelassen, bevor er nicht sämtliche Psalmen auswendig kannte! Auch die Legende als religiöse Dichtung wurde nicht vergessen; die Gralslegende kommt aus Zisterzienserkreisen. Eine Reihe von Minnesängern ging ins Zisterzienserkloster. Hinzu kommt ferner die Neigung zur exakten Geschichtsforschung. Hingewiesen wurde auf die Verdienste des Konrad von Eberbach, Otto von Freising.

Und als Drittes: die Arbeit (*labor manuum*). Sie wurde unter Hinweis auf Kapitel 48 der *regula* St. Benedicti gefördert. Die Scheidung in „Herrenmönche“ und „Laienbrüder“, denen wieder die „*mercenarii*“ zugesellt waren, war freilich im Sinne einer zweckmäßigen Arbeits-

teilung auf die Dauer unerlässlich. War doch der Orden auf ausgedehnten Ackerbau, einschließlich Obst-, Gemüse- und Weinbau, dazu Vieh- und Fischzucht, nicht zuletzt im Hinblick auf seine wirtschaftliche Unabhängigkeit – Autarkie – bedacht, wenngleich letzten Endes sich auch darin die Forderung, sich die Erde untertan zu machen und die benediktinische Gesinnung „*ora et labora*“ erfüllt. In der Gesamttageseinteilung waren ursprünglich dem *opus dei* 4½ Stunden, der *lectio divina* 4 Stunden, der *labor* 4–5 Stunden bestimmt, hinzu kamen die durch Lesungen ausgefüllten langen Essenszeiten als einzige Mußmöglichkeit, vom kurzen Schläfe abgesehen.

Auch die Einblicke, die der Vortragende in die Ordensverfassung gab, wurden mit großer Dankbarkeit aufgenommen. Es wurde deutlich, wie sich aus einem anfangs echt patriarchalischen Verhältnis der einzelnen Gründungen zu Cîteaux um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein straffes System herausbildete, wobei an die Stelle der bischöflichen Jurisdiktion die ausschließliche Leitung durch das Generalkapitel in allen rechtlichen, liturgischen und disziplinaren Angelegenheiten trat; Cîteaux seinerseits wurde gemeinsam durch die vier Äbte der oben genannten Primarabteien visitiert. Zweck dieser Ordnung war, die „*unitas*“ als Haupterfordernis praktischer „*caritas*“ aufrechtzuerhalten. Die Sammlung der Kapitelbeschlüsse wurde für die Geschichte des Ordens wichtig. Auch des Systems der Filiationen, d. h. einer familien-geschichtlich anmutenden Ausbreitung des Ordens, von den Primarabteien aus, wurde gedacht.

Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden verdanken die Teilnehmer eine gewissenhafte Führung durch das Kloster Maulbronn, wobei sich genaues Formenstudium mit der Kenntnis des den Formen zugrundeliegenden bildenden Geistes sinnvoll verband. Da kein kunstgeschichtlicher Vortrag vorgesehen worden war, füllte diese Führung eine Lücke, die sonst empfindlich gewesen wäre, vollkommen aus. Dies gilt auch hinsichtlich der Ausführungen über zisterziensische Baugesinnung schlechthin und die verschiedenen, von den burgundischen Primarabteien vorgebildeten Grundrisse (vornehmlich Clairvaux II 1135/58 mit Ostkapellen am reduzierten Querschiff wie in Maulbronn, Clairvaux III 1153/74 mit radial gestelltem Kapellenkranz am runden Chorumgang, Morimond II nach 1155 mit Kapellenkranz am rechteckigen Chorumgang). Baumeister und, in den Anfängen auch Bauarbeiter, waren die Zisterziensermönche selbst, welche ein kleines im Kloster Maulbronn aufbewahrtes Tafelgemälde der Zeit um 1500 – das sogenannte Stiftungsbild – beim Kirchenbau zeigt. In Derdingen und auch in Knittlingen hatten die Teilnehmer schließlich unter Führung von Dr. Schahl Gelegenheit, eine ehemalige zisterziensische Grangie zu studieren, wie es deren eine große Zahl gab: klösterliche Eigenbetriebe, geistliche „Kollektive“. Grundsätzliche Ausführungen über Sinn und Bedeutung des zisterziensischen Konversen- oder Laieninstitutes machten diese eigentümlichen Erscheinungen verständlich, die außer Wirtschafts- und Amtsgebäuden sowie Wehrmauer

durchweg auch ein Steinhaus (Refektorium und Dormitorium der Laienbrüder) aufweisen. Sie gehen somit der Form nach auf den Wirtschaftshof eines Zisterzienserklosters zurück, wie er etwa in Maulbronn in so prächtiger Weise erhalten ist, mit dem aber das Haus für die Unterkunft der Laienbrüder verbunden wurde, welches an sich bereits ältere Klosteranlagen durch einen besonderen Gang von der eigentlichen Klausur getrennt hatten.

Darf man hier das vom Stuttgarter Kantatenchor unter Leitung von Kirchenmusikdirektor August Langenbeck ausgeführte Kirchenkonzert anschließen? Die Tonbandvorführung des *Salve Regina* in der Einsiedler Fassung, von der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft freundlich zur Verfügung gestellt, hatte – am Vormittag desselben Tages – an den Chordienst erinnert. Was August Langenbeck mit dem Stuttgarter Kantatenchor brachte, war mehr als solche „Erinnerung“, es war Erfüllung schlechthin, und zwar in dem doppelten Sinn eines von Menschenstimmen dargebrachten musikalischen Gotteslobes. Es muß eingestanden werden, daß die Veranstalter mit einem gewissen Zögern an die Durchführung eines Abends mit reiner Vokalmusik herangegangen waren. Und doch erwies es sich, daß nur eine solche im Raum der Klosterkirche möglich war, möglich allerdings nur mit dem von August Langenbeck zusammengestellten Programm geistlicher Musik des 14. bis 15. Jahrhunderts, und möglich zudem mit einem so sehr auf reine Vokalität abgestimmten Chor wie dem Stuttgarter Kantatenchor unter der Leitung seines unbestechbaren, exakt und präzise aus dem Geist der jeweiligen musikalischen Formenwelt nach- und neuschaffenden Dirigenten. Der dreistimmige Chorsatz „Sei willkommen, Herre Christ“ eines ungenannten Meisters von 1394 war in der durchsichtigen Klarheit seiner unkomplizierten harmonischen Stimmführung von der faszinierenden Wirkung eines nachhallenden Glockenklanges. Darauf fußend konnte August Langenbeck zeitlich weiterführen in eine zunehmend reichere und doch immer geistig beherrschte, architektonisch geordnete, bei aller Gestaltfülle hoch verklärte Tonwelt. Von Heinrich Isaac (1450–1517) folgte ein Hymnus für vierstimmigen Chor „*Rorate coeli desuper*“, von Jacob Obrecht (1450–1505) eine Motette für dreistimmigen Chor „*Parce, domine, populo tuo*“. Besondere Kostbarkeiten aber waren die Werke vorreformatorischer französischer Meister, des Guillaume Dufay (um 1400–1474), ein herrlicher Kreuzeshymnus für dreistimmigen Chor, ein Kyrie aus der *Missa pro defunctis* für vier- und fünfstimmigen Chor von Pierre de la Rue (gest. 1518), zwei Motetten für vier- und dreistimmigen Chor von Josquin des Prez (1450–1521) und die Hohelied-Motette für vierstimmigen Chor „*Anima mea liquefacta est*“ von Johannes Ghiselin. Im zweiten Teil wurden geistliche Madrigale für fünfstimmigen Chor aus „*Israelsbrunnlein*“ (1623) von Johann Hermann Schein, wiederum formvollendet, vorgetragen.

Daß die Teilnehmer eine zweite musikalische Darbietung

von hohem Rang erleben durften, verdanken sie Kantor Martin Süße, der in einer abendlichen Orgelmusik Werke von Dietrich Buxtehude, Johann Pachelbel, Georg Böhm, Johann Sebastian Bach und Johann Nepomuk David zu Gehör brachte. Kantor Martin Süße erwies sich dabei als ein ausgezeichnete Kenner unserer alten Kirchenmusik nach Form und Gehalt und Meister seines Instrumentes, alles in allem als kongenialer Interpret.

Der Einführungsvortrag von Ephorus D. H. Fausel „Dichterschüler Maulbronns“ setzte bei Johann Christian Friedrich Hölderlin ein, dem ersten großen Dichterschüler Maulbronns, der 1786 mit der Denkendorfer Promotion in die Klosterschule kam. Er war also beim Eintritt 16½ Jahre alt. Maulbronns Architektur hat keinen Niederschlag in seiner Jugendliteratur gefunden; von Lehrern, die ihn beeindruckt hätten, wissen wir nichts. Wohltätig wird der Knabe die Beschränkung des Unterrichts auf 16 öffentliche Wochenlektionen und 3 private empfunden haben. Wenn das Testimonienbuch ihm das Sittenzeugnis „fein“ gibt und ihn in der Poesie „vorzüglich“ nennt – er schließt als 6. unter 28 Conpromotionalen ab und war nur in Mathematik mittelmäßig –, so wirft dies immerhin ein Licht auf den jungen Hölderlin der Klosterzeit, der sich – wie auch aus seinen Briefen ersichtlich – vor seinen Kameraden und ihren Rohheiten verschloß, übrigens auch von diesen als ein ihnen innerlich Fremder abgelehnt wurde. Nur mit Rudolf Magenau verband ihn ein zeitweise schwärmerischer Freundschaftskult. Im übrigen lebte er, vom Flötenspiel abgesehen, durchaus seinem Eigentlichen, der Dichtung. Sie ist eigentümlich und bezeichnend genug: jedenfalls von betont überindividuellem Pathos; nirgendwo tritt eine individuelle Äußerung zutage. Klopstocks Sternensphäre, Ossians bildhafte Anschauung nordischer Landschaften, Youngs Nachtgedanken lassen sich in den Inhalten der Dichtungen jener Zeit nachweisen. In der dichterischen Gestaltung selbst zeigt er sich von der Antike beeinflusst, mit deren Versmaßen ein Klosterschüler vertraut zu sein hatte. In der, offenbar auch von Schiller beeinflussten, Ode „Die Meinigen“, in welcher der Anblick des im Abendschimmer glänzenden Neckars ihn mit seinem Bruder zum Gebet und innigen Abba bewegt, eröffnet Ausblicke auf Kommendes: ein magisches Ineinander von seelischem und wirklichem Raum mit der Neigung der Rückkehr in den Ursprung der Schöpfung. Und schon bangen wir um ihn.

In die Maulbronner Zeit fällt auch die Liebe zur Tochter des Klosterverwalters, Luise Nast; 1790 schickt ihr Hölderlin Ringlein und Briefe mit dem Hinweis darauf zurück, daß sie mit ihm nie glücklich würde. –

Der Promotion 1827–1831 gehörte der Dichter Hermann Kurz an, der Vater von Isolde Kurz. Das reichstädtische Freiheitsbewußtsein hatte sich bei ihm mit demokratischen, vom Vater herrührenden, Gedanken gesättigt. Was seine späteren Gesellschaftsromane „*Schillers Heimatjahre*“ und „*Der Sonnenwirt*“ auszeichnet, die Gabe mitleidender Beobachtung der Wechselwirkung

zwischen Mensch und Umwelt, spiegelt sich auch in der Erzählung „Die beiden Tubus“ wider, in der er eine noch unverbitterte, humorverklärte Schilderung des damaligen Landexamens gibt – so, wenn er darstellt, wie der Vater eines Seminaristen, der ut mit dem Indikativ schrieb, sich nicht mehr sehen lassen konnte, also gesellschaftsunfähig war. Bezeichnend in einem ähnlichen Sinn auch die Zeichnung, heute im Schillermuseum Marbach, welche Hermann Kurz vor dem Lehrerkollegium zeigt! „Laßt alle Hoffnung fahren –“ hatte er auf die Dormentür geschrieben. Interessant ist, daß ausgerechnet Kurz in Geschichte die Noten „gering“ und „sehr schwach“ erhielt.

Es ist bekannt, daß Hermann Hesse, 1891/92 Schüler Maulbronns, in der Erzählung „Unterm Rad“ sich das bitter erfahrene Leid einer als Unterjochung erfahrenen Einordnung in die Gesetze der Klosterschule von der Seele schrieb. Eine ganz auf ihr in und für sich Sein angelegte, darin in schlechthiniger freiheitlicher Unabhängigkeit lebende Persönlichkeit konnte den notwendigen Zwang des Seminars nicht ertragen. Auch die Prosaerzählung „Der Brunnen“ kündigt von seiner verlorenen Jugend. Und doch sollte sich die damals erlebte Diskrepanz zwischen absolutem Sein und relativer Wirklichkeit in einem Alter fruchtbar erweisen, das in der Tatsache der Widersprüchlichkeit von Ordnung und Chaos eher eine Verheißung erblickt – dem „Glasperlenspiel“, das unverkennbar in geläuterten Erfahrungen der Maulbronner Zeit wurzelt, liegt die Erkenntnis zugrunde, daß es zum Wesen des Menschen gehört, mitten in jener Widersprüchlichkeit zu sein und diese in der Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist, zu überwinden, sei es auch unter Opfer des eigenen Lebens. Daß der in solchem Opfer sich hingebende Mensch mehr ist als der Eroberer und Unterwerfer, gibt dem Tod Josefs Knecht seine vorbildliche Bedeutung: „Doch niemals starb des wahren Lebens Ahnung . . .“ Vielleicht war eben dies das Packendste an den Ausführungen des Redners, daß sie in kaum wahrnehmbarem pädagogischem Ethos die Versammelten zum Bewußtsein der Verantwortung riefen, aus der heraus sie zusammengeführt worden waren. Der Dank war stark.

In innerer Verbindung mit diesem Vortrag stand der Rezitationsabend von Kurt Winkler „Friedrich Hölderlin und Hermann Hesse“: eine unvergeßliche Denkstunde, in der das geschriebene und oft gelesene Wort, gesprochen, Leben und tiefere Bedeutung erhielt. Es mag sein, daß manch einem – aus Wortklängen und dadurch erweckten Vorstellungen – jetzt erst die Schönheit der späten Hymnen Hölderlins aufging. Dies bedeutet wohl das höchste Lob für Kurt Winkler.

Unter den Darbietungen, welche der näheren und weiteren Umgebung Maulbronns gewidmet waren, muß der höchst lehrreiche und anschauliche Vortrag von Oberforstmeister Dr. h. c. Linck „Neues zur Landschaftsgeschichte des Strom- und Heuchelbergs“ hervorgehoben werden. Der Vortragende erläuterte das Zabergäu als ein Muster-

beispiel der Muldentektonik des Schichtstufenlandes, und zwar handelt es sich – wie durch Untersuchungen von Prof. Dr. Carlé eindeutig erwiesen wurde – um einen Dehnungsvorgang, der im einzelnen in seinen Rissen und Sprüngen nachweisbar ist und durch Unterströmung (Wegzug plastischer Massen im Erdinneren) entstanden sein mag. Die flachen und weich profilierten Nordhänge auf meterhohe Schuttmassen zurückzuführen, die als Folge von „Frostaufbrüchen“ auf Dauerfrostböden anzusehen sind und als „periglaziale Fließerden“ bezeichnet werden können. Über den Schuttstrom legte sich später der Löß.

Bei den Studienfahrten ins Zabergäu und in den Kraichgau hatte Dr. Linck die landschaftskundlichen Erklärungen übernommen; Dr. Schahl führte in Zaberfeld, Sinsheim, Neckarbischofsheim, Kloster Lobenfeld, ferner auf der Ravensburg und Burg Steinsberg. Andere Kurzfahrten galten etwa Sickingen, dem Stammsitz der Familie des Franz von Sickingen – mit bedeutenden Grabdenkmälern im Chor der Pfarrkirche – ferner Flehingen, wo Stammes- und Wappengenossen der Herren von Sickingen saßen; viel Entzücken rief das alte Kürnbach hervor. In Gochsheim war es möglich, das ehemalige Schloß, einst Sitz der Neuenstädter Linie des Hauses Württemberg, innen anzusehen. In Knittlingen besuchte man das bekannte Faustmuseum. Durch das Melancthonmuseum Bretten geleitete in der freundlichsten Weise Herr Beuttenmüller, während Dr. Lacroix, Direktor des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Karlsruhe, durch die unter seiner Leitung erneuerte Brettener Pfarrkirche führte. Ihm verdanken die Teilnehmer auch eine gute Führung durch Bauschlott und vor allem Pforzheims Altenstädter und Schloß-Kirche. Und wie dürften wir den Überblick des in der Nähe Maulbronns Gesehenen beschließen, ohne der spätnachmittäglichen Einkehr im Weingut Kern zu Derdingen und der durch Herrn Kutter vermittelten Führung durch die Weinkeller samt anschließender Bewirtung dankbar zu gedenken (die Eingeweihten waren sich im klaren: länger hätte es nicht dauern dürfen –)! In die Weite führte schließlich eine Studienfahrt mit Konservator Dr. Niester vom Staatl. Amt für Denkmalpflege Karlsruhe, nämlich nach Bruchsal, Schwetzingen, Speyer, Worms und Lorsch. Die Teilnehmer erfuhren dabei eine gründliche Unterrichtung über die kunstgeschichtlichen und denkmalpflegerischen Fakten, lernten sehen, erkennen und urteilen.

Ein geselliger Abend, bei dem Herr Genzmer leitete und die Teilnehmer durch treffende Schüttelreime erfreute, rundete die Veranstaltung nach der geselligen Seite ab. Dabei gab Wilhelm Kutter, der Leiter der Abteilung für Volks- und Landeskunde des Süddeutschen Rundfunks, eine sehr wertvolle Ergänzung: an Hand von Farblichtbildern und Tonbandaufnahmen wurde ein volkskundlicher Streifzug durch das besuchte Gebiet unternommen. Der lebhafteste und andauernde Beifall mag Wilhelm Kutter gezeigt haben, wie hoch seine Arbeit gerade in den Kreisen der Mitglieder geschätzt wird.

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1960/61

Auch im bevorstehenden Winterhalbjahr führt der Schwäbische Heimatbund eine Reihe von Veranstaltungen durch, zu denen wir unsere Mitglieder und Freunde herzlich einladen. Die Stuttgarter Darbietungen werden unten angezeigt; bei den Vorträgen wird um einen Unkostenbeitrag gebeten (Richtsatz für Mitglieder DM –50, für Nichtmitglieder DM 1.– pro Person), für die Führungen wird eine Teilnehmergebühr erhoben (Mitglieder DM 1.–, Nichtmitglieder DM 1.50 pro Person). Bei den künstlerischen Veranstaltungen am 21. Januar und 19. März werden Eintrittspreise erhoben, auf welche die Mitglieder eine Ermäßigung von 50 % genießen (vgl. das folgende Heft 6/1960). Die Ortsgruppen geben ihre Veranstaltungen durch die Tagespresse und vielfältigste Einladungen bekannt; gegebenenfalls bitten wir, sich an den Vertrauensmann zu wenden.

Ausdrücklich machen wir darauf aufmerksam, daß die Teilnahme an den Führungen, infolge der gebotenen Begrenzung der Teilnehmerzahl *nur nach Anmeldung und darauf ergangenen Annahmestätigung möglich ist*: Treffpunkt und -zeit werden in dieser Bestätigung mitgeteilt.

Friedrich Silcher

Vortrag von Dr. J. Dahmen
(mit Vorführung von Tonbandaufnahmen)

Freitag, 28. Oktober, 20 Uhr im Silchersaal der Liederhalle Stuttgart. Zu dieser Veranstaltung wurde bereits durch Rundschreiben eingeladen.

Die ehemaligen Salinen im württ. Franken

Vortrag
von Oberlandesgeologe Prof. Dr. Walter Carlé
(mit Lichtbildern)

Freitag, 4. November, 20 Uhr im Vortragssaal des Württ. Landesmuseums Stuttgart, Altes Schloß. Die Menschheit benötigt seit Urzeiten das Salz als unentbehrlichen Zusatz zur Nahrung. Dabei hat es immer großer Anstrengungen bedurft, um in den Besitz des kostbaren Bodenschatzes zu gelangen. Auf Grund eingehender Studien des Redners in den Archiven von Stuttgart, Ludwigsburg, Nürnberg, Neuenstein, Amorbach und Karlsruhe gelang es, die Geschichte der ehemaligen Salinen Niedernhall, Gerabronn, Schwäb. Hall und Murrhardt aufzuhellen. Wir erleben in dem von zahlreichen Lichtbildern begleiteten Vortrag die technische Entwicklung eines uralten Industriezweiges, wir erfahren aber auch erregende menschliche Schicksale. Alle Betrachtungen sind gespannt in den Rahmen der Heimatgeschichte. Der Vortrag bringt vollkommen neue Erkenntnisse auf dem Gebiet der Landeskunde des nordöstlichen Württemberg.

Die Gemälde der Württ. Staatsgalerie

1. Die altdeutschen Meister (I)

Führung von Dr. B. Bushart

Samstag, 12. November, Dr. Bruno Bushart, Hauptkonservator an der Württ. Staatsgalerie Stuttgart, hat sich bereit erklärt, die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes im Winterhalbjahr 1960/61 in einem Zyklus von 6 Führungen mit den Schätzen der Württ. Staatsgalerie bekanntzumachen.

Aus der Flußgeschichte des Neckars

Vortrag
von Prof. Dr. Georg Wagner

Freitag, 25. November, 20 Uhr im Vortragssaal des Württ. Landesmuseums Stuttgart, Altes Schloß. Die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes wurden auf den Studienfahrten immer wieder von Prof. Dr. Schwenkel, Prof. Dr. Hölder und Dr. J. Stemmer auf Erscheinungen aufmerksam gemacht, die mit der Flußgeschichte des Neckars zusammenhängen. Nun wird ein Geologe, dessen Name mit der Erforschung der Flußgeschichte Südwestdeutschlands unauflöslich verbunden bleiben wird, eine Gesamtdarstellung der Geschichte des Neckarsystems geben, die ihrerseits wieder das rechte Verständnis der Landschaftsformen bei späteren Exkursionen fördern wird.

„Barbarenprägungen“ der württ. Münzsammlung

Führung von Hauptkonservatorin Dr. E. Nau

Freitag, 9. Dezember, 17 Uhr in der Württ. Münzsammlung, Stuttgart, Altes Schloß. Die Betreuerin der Württ. Münzsammlung, Hauptkonservatorin Dr. E. Nau, wird ihre münzkundlichen Führungen mit einer Betrachtung der „Barbarenprägungen“ fortsetzen. Diese darf als ein Glanzpunkt ersten Ranges bezeichnet werden. Wer über die hochinteressanten Prägungen der Kelten, der Germanen der Völkerwanderungszeit und der Merowingerzeit unterrichtet werden möchte, sollte die nicht wiederkehrende Gelegenheit benützen, sich durch Anschauung und Belehrung unterrichten zu lassen. Die Höchstteilnehmerzahl beträgt 20 (Wiederholung möglich).

Die Gemälde der Württ. Staatsgalerie

2. Die altdeutschen Meister (II)

Führung von Dr. B. Bushart

Samstag, 3. Dezember. Siehe oben!

Die Veranstaltungen der 2. Hälfte des Winterhalbjahres werden in Heft 6 angezeigt.